<36608041770017

~~N: 1024~~
H. Nat. 94. (B, 3
Hist. nat. Syst. 203.
~~N.º 411.~~

Herrn von Buffons
Naturgeschichte
der
vierfüßigen Thiere.

Dritter Band.

Mit k. k. Hofcensurfreiheit.

Troppau,
gedruckt bei Joseph Georg Traßler, und
im Verlag der Kompagnie.

1785.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Naturgeschichte
der
wilden Thiere.

Die wilden Thiere.

Bei der Geschichte, der Hausthiere und des Menschen, sahen wir größtentheils nur die gezwungne, durch Kunst entstellte Natur. Höchst selten erschien sie uns in ihrer Vollkommenheit, desto öfter aber vermischt und verändert, fast immer in Fesseln oder unter fremden Zierrathen verstecket. Jetzt erblicken wir sie dagegen in ihrer Blöße, in ihrem ungekünsteltsten Schmuck, aber desto reizender in ihrer eigenthümlichen Schönheit, in ihrem leichten Gang, in ihrem freien Ansehen und andern Merkmalen ihres Adels und ihrer Unabhängigkeit. Wir werden sie nun, als Beherrscherin des ganzen Erdbodens, ihre grenzenlose Reiche durchreisen, ihre Schätze unter die Thiere vertheilen, jedem sein Element, seinen Aufenthalt und reichliche Beköstigung anweisen sehen. Wir werden sie allenthalben, in den Wäldern, in den Wassern und auf den Ebenen, geschäftig fin-

den, ihre so einfache, als unveränderliche Gesetze vorzuschreiben, jeder Gattung ihre veränderliche Merkmale tief einzuprägen, ihre Geschenke nach den Regeln der strengesten Billigkeit auszutheilen, Gutes und Schlimmes in ein genaues Verhältniß zu setzen, einigen Geschöpfen, zu häufigen Bedürfnissen und starker Gefräßigkeit hinlängliche Kraft und Muth, andern zu ihrer mit Furcht, Unruhe und Zaghaftigkeit vergesellschafteten sanftmüthigen Genügsamkeit, einen leichten, flüchtigen Körper, allen aber Freiheit und beständige Sitten zu verleihen, und allen solche Liebestriebe und Begierden einzupflanzen, deren Befriedigung keinen Schwierigkeiten unterworfen, und deren Ausübung immer mit einer glücklichen Fruchtbarkeit begleitet ist. *)

Liebe und Freiheit! welche Wohlthaten! Brauchen wohl die Thiere, die wir, blos weil sie uns nicht unterthan sind, mit dem Namen der wilden belegen, — brauchen sie wohl etwas mehr zu ihrer völligen Zufriedenheit? Uiber dies herrscht unter ihnen ei-

*) Es ist sehr begreiflich, daß Hr. von Buffon hier vielmehr vom Urheber der Natur, als von ihr selbst redet, weil die Natur alle diese Vortheile zwar erhalten, aber, als Natur, nicht austheilen konnte. M.

eine völlige Gleichheit. Es giebt bei den Thieren unter ihres Gleichen weder Sklaven, noch Tyrannen. Kein einzelnes Thier hat sich, wie der Mensch, vor allen übrigen seiner Art zu fürchten. Sie leben in beständigem Frieden und wissen von keinem Krieg, als womit sie von andern Thierarten oder von uns Menschen bedrohet werden *). Ihre Schüchternheit und Flucht, beim Anblick der Menschen, ist also sehr gegründet, und es scheint nichts natürlicher zu seyn, als wenn sie Einöden, die von unserm Aufenthalte weit entfernt sind, als Freistätte aufsuchen, und alle Hilfsmittel, welche ihr natürlicher Trieb ihnen anbietet, um sich in Sicherheit zu setzen, und alle Vortheile der Freiheit, welche der Urheber der Natur ihnen zugleich mit der Begierde der Unabhängigkeit verliehe, darauf wenden, der menschlichen Gewalt sich zu entziehen.

*) Der berühmte Hr. Prof. Kästner ist hier, wie an mehrern Stellen, gar nicht mit dem Hrn. von Buffon und seiner Sittenlehre zufrieden. In Deutschland, sagt er, weiß man ja, daß Wölfe sich um ein Aas mit Wölfen beißen, und Hirsche um eine Hirschkuh sich in den gefährlichsten Kampf einlassen. Wenn die wilden Thiere friedlich leben, so geschieht es, weil ein

Die sanftmüthigsten, unschuldigsten und ruhigsten unter den Thieren, pflegen ihr Leben in der Entfernung auf unsern Feldern hinzubringen. Diejenigen aber, die ein starkes Mißtrauen und mehr natürliche Schüchternheit fühlen, verbergen sich in dicken Wäldern. Andere, als ob sie wüßten, daß über der Erde für sie keine Sicherheit je zu hoffen wäre, graben sich einen tiefen Bau und nehmen ihre Zuflucht entweder in diese unterirdische Wohnung oder auf die Gipfel der unersteiglichsten Berge. Die wildesten endlich, oder die verwegensten bewohnen hauptsächlich entlegne Wüsteneien, und genießen in jenen heißen Erdstrichen einer unumschränkten Herrschaft, welche die eben so wilde Menschen dortiger Gegenden ihnen gar nicht streitig machen.

Wie aber alles, auch sogar die freiesten Wesen, den Gesetzen der Natur unterworfen ist, und sowohl Thiere, als Menschen, den

ein Uiberfluß der Bedürfnisse für alle vorhanden ist, und jedes was es braucht, leicht erlangen kann. Ich wünschte mit eben der Uiberzeugung, als Hr. Pr. Kästner, sagen zu können; wenige Menschen wären so verderbt, unter ähnlichen Umständen mit andern einen Streit anzufangen!

M.

den Einfluß des Himmels und Erdstriches fühlen; so scheinen eben die Ursachen, welche in unsern Gegenden das Menschengeschlecht sanfter gemacht, auch gleiche Wirkungen auf alle Thiergattungen geäußert zu haben. Der Wolf, das grimmigste Thier dieses gemäßigten Erdstriches, ist bei weitem so schrecklich und grausam nicht, als der Tiger, das Pantherthier, der Löwe des heißen, imgleichen der weiße Bär *), der

*) Die Nachbarn aber dieser Thiere, sagt Hr. Kästner ungemein richtig, Isländer nämlich, Lappen und Grönländer, sind hoffentlich doch nicht grausamer, als die Franzosen? So findet man auch die afrikanischen und asiatischen Völker nicht so viel muthiger, in Vergleichung mit den Europäern, als den Löw, in Vergleichung mit dem Wolfe. Die große Uibereinstimmung also der Menschen mit den Thieren, welche Hr. von Buffon hier hat bemerken wollen, scheinet auf schlechtem Grunde zu ruhen. Die Thiere sind hauptsächlich alsdann beherzter, wenn sie von den Menschen weniger gescheucht werden. Bei Anbauung der Länder zogen die wildesten Thiere nach den Wüsten. Der Auerochse, welcher zu Cäsars Zeiten in Deutschland wohnete, hat jetzo in die nördlichern Gegenden weichen müssen. Der sonst so schüchterne Hirsch hingegen ist in gesitteten Ländern, wo er mehr aus Achtung für das Vergnügen der Jagd, als aus Nothwendigkeit geheget wird, ein furchtbares und schädliches Thier für den Landmann geworden. K.

Hirschwolf und die Hyäne des kalten Erdstriches. Dieser Unterschied wird nicht allein so allgemein bemerket, daß man glauben sollte, die Natur habe, um bei ihren Werken mehr Uibereinstimmung und Harmonie anzubringen, den Erdstrich für die Arten der Thiere, oder diese für den Erdstrich eingerichtet, sondern man findet auch bei jeder Gattung insbesondere den Erdstrich mit den Sitten, diese hingegen mit der Beschaffenheit des Erdstriches übereinstimmend.

In Amerika, wo Hitze, Luft und Wasser gelinder, als in Afrika sind, obgleich beide Welttheile sich unter einer Linie befinden, ist am Tieger, Löwen und Panther nichts Schreckliches, als der bloße Name. Statt in ihnen wütende Tyrannen der Wälder, verwegne, unverzagte Feinde, blutdürstige und mordbegierige Ungeheuer scheuen zu dürfen, pflegen sie vielmehr selbst vor Menschen zu fliehen, auch nie einen Menschen von vorn anzufallen, ja nicht einmal andere wilde Thiere mit offenbarer Gewalt zu bekriegen. Sie behelfen sich mit dem Raube, den sie durch Kunst und List überraschen können. Hier sind es Thiere, welche man, wie andere bändigen, beinahe gar zahm machen kann.

Wenn

Wenn also in Wuth und Grausamkeit hauptsächlich die Natur solcher Thiere bestehet, so findet man sie hier entweder ganz ausgeartet, oder man muß diese Verschiedenheit vielmehr dem Einfluß des Erdstriches zuschreiben, und glauben, ihre Natur habe unter einem gelindern Himmel mehr Sanftes angenommen, die ausschweifende Wildheit abgelegt, und solche Veränderungen erlitten, welche mit dem Lande, wo sie leben, am besten übereinst mmen.

Insofern die Pflanzen, welche den Erdboden zieren, mit ihm in viel genauerer Verbindung stehen, als die Thiere, welche dieselben genießen, nehmen sie auch nothwendig mehrern Antheil an der Natur des Landstriches, wo sie wachsen, als die Thiere. Jedes Land, jede Temperatur der Himmelsstriche haben ihre besondere Pflanzen. Die französischen und italiänischen werden am Fuße, die nördlichen auf dem Gipfel der Alpen, die letzten auch auf den Eisgipfeln der afrikanischen Gebirge, angetroffen. Auf der mittäglichen Seite der Berge, wodurch das mogolische Reich vom Königreiche Kachemire getrennet wird, erblickt man alle Pflanzen Indiens, auf der andern sieht man mit Erstaunen die meisten Pflanzen Europens. Aus eben diesen übertrie-

triebenen heißen Gegenden bekommen wir die Gewürze, die stark riechenden Harze oder die Räucherwerke, die schärfsten Gifte, kurz alle mit außerordentlich heftigen Eigenschaften begabte Gewächse. Sanftere Gegenden liefern hingegen lauter Sachen von gemäßigtern Eigenschaften. Die gelindesten Kräuter, die gesundesten Küchengewächse, die lieblichsten Früchte, die sanftmüthigsten Thiere, die gesittetsten Menschen sind lauter eigenthümliche Schätze solcher gemäßigten glücklichen Erdstriche *). Die Beschaffenheit der Pflanzen wird also durch das Erdreich; der Thiere, durch das Erdreich und durch die Pflanzen; der Menschen

*) Ohne Zweifel verstehet Hr. von Buffon, wie Hr. Prof. Kästner vermuthet, sein Vaterland unter diesem glücklichen Erdstrich. Lag aber das alte Gallien nicht unter eben dem Himmelsstriche? und wie lieblich waren da die Früchte? wie ruhig die Thiere? wie gesittet die Menschen? Wenn einerlei Erdreich von unterschiedenen Menschen bewohnet wird, so verändert sich allemal die Gestalt sowohl des Landes, als der Früchte desselben. Wie viel haben die asiatischen Länder nicht von den Vorzügen verlohren, welche sie vor Alters bei andern Bewohnern hatten? Viel italiänische Gegenden sind jetzo eben so ungesund, als angenehm sie vor diesem waren und wieder werden könnten, wenn sie genug arbeitsame Bewohner bekämen. K.

schen aber, durch Erdreich, Pflanzen und Thiere bestimmet *). Denn die Beschaffenheiten der Gewächse haben ihren Grund unmittelbar in dem Erdboden und in der Luft ihres Himmelsstriches. Das Temperament und andere hierauf sich beziehende Eigenschaften der Thiere, welche Kräuter fressen, richten sich allenthalben nach den Eigenschaften der Gewächse, die zu ihrer Nahrung dienen. Die physischen Eigenschaften der Menschen und solcher Thiere, welche sich sowohl von andern Thieren, als von Gewächsen zu nähren pflegen, hängen, ob-

*) Es ist wohl nichts gewissers, als daß die Sache sich hier gerade umgekehrt verhalte. Da mir der berühmte Hr. Prof. Kästner in diesem Kapitel nichts anzumerken übrig zu lassen beliebet, so kann ich nicht besser thun, als daß ich dem günstigen Publikum seine gegründete Einwenduugen unverändert und ohne Zusatz vorlege. Die veränderte Beschaffenheit des Erdreichs, der Gewächse und Thiere, statt im Menschen eine Veränderung zu machen, ist vielmehr, bei unverändertem Klima, blos ein Werk der Menschen. Vor etlichen Jahrhunderten war in deutschen Lustgärten eine Sonnenblume noch eine unerhörte Seltenheit, und sowohl die Seidenwürmer als die Maulbeerbäume haben sich erst nach und nach von Sina bis nach Deutschland bringen lassen.

K.

obgleich nicht so unmittelbar, von eben den Ursachen ab, die auf ihr Naturel und ihre Sitten einen Einfluß haben können. Noch deutlicher begreift man den Satz, das in einem gemäßigten Erdstrich alles gemässigt, in einem übertriebenen alles übertrieben ist, wenn wir bedenken, daß auch sogar die Größe und Gestalt sich so gut als Eigenschaften, die auf angezeigten äußerlichen Umständen beruhen, mit nach dem Einflusse des Landstriches richten, ob sie gleich für sie bestimmte und ausgemachte Beschaffenheiten zu seyn scheinen. Die grösten unserer vierfüßigen Thiere sind lange nicht so groß, als ein Elephant, Rhinozeros oder Nashorn oder ein Nilpferd. Und was sind unsre grösten Vögel in Vergleichung mit einem Strauß, einem Kondor und Kasuar? Oder sind wohl die ansehnlichsten europäischen Fische, Eidexen und Schlangen, mit den kleinsten Wallfischen, Potfischen und Narvhals der nordischen Meere oder mit den Krokodillen, großen Eidexen und erstaunlichen Schlangen, welche die mittägigen Länder und Gewässer unsicher machen, in irgend eine Vergleichung zu bringen? Jede Thierart, in unterschiedenen Erdstrichen betrachtet, wird merkliche Abänderungen der Gestalt und Größe liefern; denn

alle

alle pflegen etwas, bald mehr oder weniger, von dem Strich ihres Aufenthaltes anzunehmen *). Dergleichen Veränderungen geschehen allmählig mit unmerklichen Fortschreitungen. Der eigentliche Werkmeister der Natur ist die Zeit. Insofern diese beständig einen gleichen, einförmigen, regelmäßigen Gang hat, pflegt sie nichts sprungweise, sondern alles in unmerklichen Stufen, Schattirungen und Folgen zu thun. Alle Veränderungen sind ein Werk der Zeit. Es gehet langsam zu, ehe dergleichen kleine Veränderungen merklich werden, sie zeigen sich aber endlich durch Wirkungen, die keiner weitern Zweideutigkeit mehr unterworfen sind.

Demohnerachtet findet man, unter allen lebenden Geschöpfen, die wilden und freien Thiere, den Menschen selbst nicht ausgenommen, den wenigsten Veränderungen und Abweichungen von ihrer Art unterworfen. Da sie ohne die geringste Hinderniß, Nahrung und Aufenthalt nach eignem Geschmack aufsuchen können, und sich so wenig irgend el-

*) Man lese hierbei in den vorhergehenden Bänden die Geschichte des Pferdes, der Ziege, des Schweines, des Hundes u. s. w.

einen Zwang anthun, als Zwang oder Ein=
schränkung zu dulden haben; so geht auch
in ihrer Natur ungleich weniger Verände=
rung vor, als bei den Hausthieren, die
man zu Sklaven macht, in fremde Gegen=
den führet, mißhandelt, und mit willkühr=
licher Nahrung sättiget, ohne sich um ih=
ren gewöhnlichen oder natürlichen Geschmack
zu bekümmern. Die Lebensart aller wil=
den Thiere ist sich immer gleich. Nie siehet
man sie man sie aus einer Gegend in die
andere herum irren. Der Wald in dem sie
geboren waren, bleibt so lange ihr unver=
änderliches Vaterland, welchem sie nicht
leicht unter einer andern Bedingung untreu
werden, als wenn sie daselbst sich in ihrer
Sicherheit gestöret fühlen. Die Gegen=
wart der Menschen ist ihr stärkster Bewe=
gungsgrund zur Flucht. Diese scheuen sie
mehr, als jeden andern ihrer Feinde. Wi=
der die andern Thiere hat sie die Natur mit
Vertheidigungs = und Rettungsmitteln be=
wafnet. Sie sind ihres Gleichen und ken=
nen ihre Geschicklichkeit und Stärke. Sie
können ihre Anschläge und Absichten über=
sehen, und so bald es unvermeidlich ist,
sich wenigstens in guten Vertheidigungs=
stand setzen. Sie streiten dann Thier ge=
gen Thier, wenigstens gegen Gattungen ih=
res

res Geschlechtes. Was vermögen sie aber gegen Menschen auszurichten, welche sie finden, ohne sie zu sehen, und niedermachen können, ohne sich ihnen zu nähern? Der Mensch ist es also allein, der sie beunruhiget, verjaget, zerstreuet und noch tausendmal wilder macht, als sie aus der Hand der Natur gekommen waren *). Die meisten bedürfen weiter nichts, als einer

*) Mir scheint es viel natürlicher zu seyn, daß wilde Thiere durch Menschen in der Gefangenschaft zahmer, als in ihrer Freiheit wilder, gemacht werden können. Starke Verfolgungen und Zerstreuungen müßten, meines Erachtens, eher etwas beitragen, ihnen eine vorsichtige Schüchternheit, als verstärkte Wildheit beizubringen. Man müßte dann zween Fälle annehmen, wodurch ihre natürliche Wildheit in verstärkte Wuth verwandelt werden könnte. Der erste, daß ihnen durch Verfolgungen oder Vertreibung in andere Gegenden die Erlangung der nöthigen Bedürfnisse beschwerlicher gemacht und sie dadurch zu größerer Mordbegierde gereizt würden; oder der andere, daß man sie durch andere Thiere, Jagden, Hetzen und andere Verfolgungen in ungewöhnliche Wuth setzte. In beiden Fällen müßte man zugeben, daß ihre natürliche Wildheit eines Zusatzes durch Menschen fähig wäre. Beide Fälle sind aber auch mit allen ihren Folgen möglich, wenn Thiere mit Thieren kämpfen oder ein drit-

einer ungestörten Ruhe, eines stillen Friedens und eines eben so mäßigen, als unschuldigen Genusses der Luft und des Erdreiches. Die Natur selbst reizt sie zu einer Art von Geselligkeit, zu einer Vereinigung in Familien, Arten und Gesellschaften. Man trift noch Spuren solcher gesellschaftlichen Vereinigungen in Ländern an, welche sich noch nicht ganz unter menschlicher Bothmäßigkeit befinden. Da entdeckt man gemeinschaftlich verfertigte Arbeiten, vernünftige Entwürfe, die, ohne wirklich von der Vernunft herzurühren, sich wenigstens auf richtige Vergleichung zusammengehöriger Sachen zu gründen scheinen *), deren Ausführung wenigstens eine Uiber-

gender Heißhunger, dieser mächtige Trieb zur Grausamkeit, sich einfindet.

M.

*) Hier scheint Hr. von Buffon, so sehr er auch seinen Satz einzuschränken suchet, dennoch vergessen zu haben, daß die thierischen Verrichtungen, wie er im Vten Bande der allgemeinen Geschichte der Natur erwiesen zu haben glaubet, ganz allein aus mechanischen und blos materialischen Kräften entspringen. Ich bin überzeugt, er werde bei vielen künftigen Beschreibungen thierischer Verrichtungen und bewundernswürdiger Anstalten

Uibereinstimmung und gemeinschaftliche Arbeit aller der Wesen, welche dabei zu thun hatten, voraussetzen. Weder Zwang, noch natürliche Nothwendigkeit nöthigen die Biber, wie die Ameisen, Bienen ꝛc. zum arbeiten und bauen. Sie werden bei ihrem künstlichen Bau weder vom Raume, noch von der Zeit, oder von der Zahl eingeschränket. Bei ihrer Vereinigung können sie nach willkührlicher Wahl verfahren und nur diejenigen bleiben zusammen, die sich am besten zusammen schicken, die andern entfernen sich von einander. Es giebt sogar einzelne Biber, die, weil sie von den andern immer verstossen worden, sich zu einer beständigen Einsamkeit bequemen müssen. In abgelegenen und entfernten Ländern also, wo sie

 die

stalten gestehen müssen, daß es schwer und für manche Menschen ein sehr schlechter Trost seyn, durch bloße Maschinen so große Meisterstücke vollenden zu sehen. Klingt es aber nicht sehr artig, wenn er hier von vernünftigen Uiberlegungen, ohne Vernunft, und von Arbeiten redet, welche von Maschinen verfertigt worden, die mit einander in ihren Absichten und Ausführung ihrer Entwürfe so harmonisch übereinstimmten? Können aber Geschöpfe, denen sogar die Aehnlichkeit einer Seele abgesprochen wird, wohl etwas mehr, als bewegliche Maschinen seyn?

M.

die Gegenwart der Menschen am wenigsten zu scheuen haben, suchen sie Wohnungen aufzuschlagen und sich bequemer und beständiger einzurichten. Sie verfertigen in dieser Absicht gleichsam eine Art kleiner Städte, welche die schwachen Arbeiten und ersten Versuche einer neu entstehenden Republik nicht ungeschickt vorstellen.

In Ländern hingegen, wo sich die Menschen sehr ausgebreitet haben, scheinet Schrecken und Furcht bei ihnen eingekehret zu seyn. Da verschwindet bei den Thieren alle Geselligkeit, aller Fleiß, alle Kunst wird erstickt. Es fällt ihnen kaum ein, sich Wohnungen zu bauen. Sie begeben sich aller Bequemlichkeit, sind froh, wenn sie nur leben können, und sinnen blos auf Mittel zu entfliehen und sich zu verbergen. Wenn das Geschlecht der Menschen, wie es wahrscheinlich ist, fortfahren sollte, künftig, wie bisher, die ganze Fläche des Erdbodens einzunehmen, so wird in wenigen Jahrhunderten die Geschichte der jetzigen Biber unter die Fabeln gerechnet werden.

Man kann also gewissermaßen sagen, daß die Fähigkeiten und Naturgaben der Thiere, statt eines Zusatzes, vielmehr eine Verminderung in Zukunft leiden werden. Die Zeit selbst scheint sich wider sie verschwo-

schworen zu haben. Je stärker das Geschlecht der Menschen anwächst und je mehr es an Vollkommenheiten zunimmt, desto härter fühlen die Thiere das Joch einer eben so schrecklichen, als unumschränkten Tyrannei, welche ihnen kaum ihr einzelnes Daseyn genießen läßt, und sie aller Mittel zur Freiheit, aller Begriffe der Geselligkeit beraubet, und endlich sogar den Keim ihres Verstandes vernichtet. Was aus den Thieren bereits geworden ist, und was vielleicht noch aus ihnen werden mögte, giebt uns ohnstreitig einen sehr unvollkommnen Begriff von dem, was sie vormals gewesen und wirklich seyn könnten. Wer weiß, wenn das Geschlecht der Menschen jemals ausgehen könnte, welcher Thierart alsdann das Ruder des Erdbodens zugehören würde? *)

*) Wer bei den Thieren von einem verlöschenden Keim des Verstandes redet, und ihnen, wenn etwan einmal das Menschengeschlecht aussterben sollte, die Beherrschung des Erdbodens anzuvertrauen wagt, scheint in sie allerdings mehr Zutrauen gesetzt zu haben, als man vernünftigerweise in Maschinen setzen kann. Sollte also der Hr. von Buffon in dem Vten und VIIten Bande der allgemeinen Geschichte der Natur etwa nur gespaßet haben und hier etwas ernstlicher sprechen? Hier giebt

giebt er ihnen, meines Erachtens alles großmüthig zurück, was er ihnen vorher zu entziehen beliebte; alle Fähigkeiten, die man bei vollkommnern Geschöpfen, als Maschinen sind, nur allein zu suchen hat.

M.

Besondere Naturgeschichte der wilden Thiere.

v. Büff. Naturh. d. Vierf. Thiere III T.

IX.

Der Hirsch. *)

Eines der unschuldigsten, sanftmüthigsten und friedfertigsten Thiere, dessen Bestimmung zu seyn scheinet, Einöden in den Wäldern zu zieren, zu beleben, und in die-

*) Der Hirsch. Brandhirsch. Franz. Le Cerf. Griech. Ἔλαφος, Lat. Cervus, Ital. Cervo, Span. Ciervo, Portug. Veado, Engl. Red-Deer oder rothes Thier, zum Unterschiede von dem Damhirsche, it. Stagg oder Hart, Dän. Hjort, Schwed. Kron-Hjort, Holl. Hert, Pohln. Jelen. Im Hebr. Ayal, Arab. Ajal, Pers. Gewazen, Chald. Ajela.

Das Weibchen heißt im Deutschen, die Hirschkuh, die Hindin, oder das Thier, im Lat. Cerva, im Ital. eben so, im Franz. Biche, im Span. Cierva, im Engl. Hinde, im Hebr. Ajalah, Ayeleth, im Pohln. Lanii Jelen.

ſen Gärten der Natur, ferne von uns ei-
nes ruhigen Aufenthaltes zu genießen!
Sein

Das Junge wird im Deutſchen Hirſchkalb, Hindekalb, im Franz. Faon, Fan, im Engl. Calf, im Hebr. Opher genennet.

Cervus Gesn. Jc. Anim. p, 43. 44. Ejusd. Quadr. p. 354. Aldrov. Quadr. biſulca p. 771. 774. Jonſt. Quadr. p. 58. Tab. 32. et 35. f. 1. Charlet. de differ. anim. p. 8. Ejusd. Exercitat. p. 11. Raji Syn. Quadr. p. 84. n. 1. Cervus nobilis ramis teretibus, omnibus notus. Klein. Quadr. p. 23. Ephem. Nat. Cur. Cent. X. App. 448. Grahae Elaphographia. Jen. 1668. 8vo. Jo. G. Agricolae Cervi natura. Ambergae 1717. 4to. Worm. Muſ. p. 338. Rzac. H. Nat. Polon. p. 216. Ejusd. Auct. p. 308. Cervus *Elaphus*, cornibus ramoſis teretibus, recurvatis. Linn. S. N. *XII*. p. 93. Ejusd. Faun. Suec. n. 40. p. 13. Cervus cornibus teretibus, ad *latera* incurvis. Briſſ. Quadr. p. 58. Müllers Linneiſches Naturſ. I. B. p. 389. Va*l*lm. de Bom. Dict. Tom. II. 455. et *IV*. 355. Lemery Mat. Lex. p 279. Hallens Thiere *I*, Th. p. 326. f. 7. Valent. Amphith. zootom. p. 74. Ludovici Kaufmannslex. III. B. *p*. 417. Knndm. Rar. Nat. et Art. *p*. 1042. Hannöv. Mag. 71. p. 209 — 222. 233 — 240. Cf. ib. p. 443. Neue Anmerk. aus allen Theilen der Naturl. III. 537. Neues Hamb. Mag. II. 281. Ridingers Jagdbare Thiere. gr. Fol. T. IV. V. Ejusd. Entw. einiger Thiere III Th. Nro. 45 — 48. 50 — 56.

Die

Sein prächtiges, leichtes Ansehen, seine schlanke, wohlgebildete Leibesgestalt, seine bieg-

Die Jäger kennen dreierlei Arten von Hirschen, als

1) Landhirsche, die mehrentheils ein geringes Gestänge haben, lang gestreckt, rothbraun von Haren, dabei scharf und lang von Schalen sind.

2) Berg- Bürg - oder Gebirghirsche; diese sind kurz, aber stark von Wildprett, haben stumpfe Schalen, schwarzbraune und graue Hare.

3) Dam- Damm - oder Tannhirsche, Tannböcke, die wir in der Folge beschreiben werden. S. Heppens wohlredender Jäger p. 156. und Döbels Jägerpr. p. 4.

Hr. von Linné zählt unter das Geschlecht der Hirsche, deren Karakter darin besteht, Geweihe, die von dichter innerer Substanz, schmächtig und mit einer rauhen Haut oder Bast überzogen sind, im untern Kiefer acht, oben keine Schneidezähne, auch keine Hundszähne, im Oberkiefer aber bisweilen einzeln stehende Zähne zu haben,

1) Den Kamelparder oder die Giraffe. Cervus Camelopardalis. S. von Buffon in 4to VII B. I Th. p. 1. &c.

2) Das Elennthier, Cervus Alces. von Buffon l. c. VII B. II Th. p. 49. &c.

3) Den

biegsame, nervichte Gliedmaßen, sein Kopf, den ein lebendiges, gleich den Gipfeln der Bäu=

3) Den edlen Hirsch und andere ausländische Hirscharten. Cervus Elaphus, von welchem hier die Rede ist.

4) Das Rennthier. Cervus Tarandus. S. v. Buffon. l. c. VI B. II Th. p. 49. &c.

5) Den Damhirsch. Cervus Dama, der noch in diesem Bande vorkömmt.

6) Das Reh. Cervus Capreolus, Ebenfalls in diesem Bande, und

7) Das Guineische Reh. Cervus guieneesis. Cf. von Buffon VI Th. 2 B. p. 183. Das Zwerg=hirschchen.

Unter die fremden oder seltnen Hirscharten, werden auch noch gezählet:

A) Der Ardennische Hirsch, von Buffon *VI.* I. p. 232. oder Brandhirsch. Briss. Qu. p. 59. *Le* Cerf d'Allemagne n. 2 Jonst. T. 35. Müller l. c. p. 394.

B) Der burgundische Hirsch. Ib. V. I. p. 54. Cervus Burgundicus. Jonst. T. 35. *Le* Karibou. Briss. Quad. p. 62. Müller l. c.

C) Der kleine braune oder korsische Hirsch. von Buffon III, 2. p. 53. Tab. XI. Müller l. c. T. XXII. f. 2.

D) Der Ganges=Hirsch. Axis. S. v. Buff. VI. I. p. 230.

E) Der

Bäume, jährlich erneuertes Holz *) mehr schmücket, als bewaffnet, seine Größe, Leichtigkeit und Stärke sind hinlänglich, ihn vor allen andern Bewohnern der Wälder vorzüglich auszuzeichnen. Als der edelste unter ihnen, dient er auch zu einem, (obwohl unbarmherzigen) Vergnügen der edelsten unter den Menschen, und war von je her ein Zeitvertreib der Helden. Die Uibungen der Jagd müssen auf die Strapatzen

E) Der grönländische Hirsch. Le Cerf de Groenland. Cervus groenlandicus cornibus teretibus, ab imo ad summum cute pilosâ tectis, naso piloso. Briss. Qu. p. 60. n. 4. Caprea Groenlandica. Raj. Quadr. p. 90. n. 8. Daim de Groenlande. Edw. I. T. 51. Müller l. c. T. XXII. f. 3.

F] Der kanadensische. Cervus Canadensis, cornibus teretibus, ab imo ad summum cute pilosâ tectis. Le Cerf de Canada. Briss. Quadr. p. 60. n. 3. Raj. Qu. 84. Klein Quad. 23. Hist. de l'Acad. de Par. Tom. III. P. 2. p. 67. Pl. 45. Hallens Thiere I Th. p. 334. Müllers Linn. Natursyst. I. p. 393. Tab. XXII. f. 1.

*) Um der Vergleichung des Hrn. Verf. nichts von ihrer Stärke zu benehmen, habe ich hier mit dem Hrn. Prof. Kästner das Wort Holz, statt Geweihe, die bei den Franzosen auch Bois heißen, beibehalten müssen.

M.

paßen des Krieges entweder folgen, oder vielmehr vor ihnen hergehen. Jäger und Kriegsmänner haben die Geschicklichkeit mit einander gemein, mit Pferden und Gewehr umzugehen und pflegen gleich stark an Bewegung und Arbeit, ingleichen an Ausübung einer geschickten Leichtigkeit gewöhnet zu seyn. Die Jagd gewähret also lauter Eigenschaften, welche für sehr nöthig erachtet werden, den Muth entweder zu erhalten oder zu verstärken und von da mit in den Krieg zu bringen. Die Jagd ist überhaupt die angenehmste Schule einer nothwendigen Kunst, die einzige mögliche Art, von der Arbeit, ohne Weichlichkeit auszuruhen, die einzige Art von Ergötzung, die uns ein lebhaftes unvermischtes Vergnügen, ohne Mattigkeit oder Uiberdruß, anzubieten hat.

Wodurch sollten die Vornehmen der grossen Beschwerlichkeit ihres Standes, beständig durch die Gegenwart anderer belästiget zu werden, glücklicher ausweichen können? Stets von einem Schwarm von Menschen umringet, belagert und eingeschränket, stets ihren Forderungen und Ansuchen ausgesetzt, stets gezwungen, sich mit fremden Sorgen und Verrichtungen zu beschäftigen, sich durch große Absichten beunruhigen zu lassen und

sich

sich desto gezwungener, je erhabner sie sind, zu fühlen, würden die Großen unter der Last ihrer Hoheit erliegen und nur für andere leben müssen, wenn sie nicht in manchen Augenblicken sich dem Schwarm kriechender Schmeichler entziehen könnten. Um ihrer selbst genießen, ihre Seele persönlichen Neigungen, geheimen Wünschen und einem innern Gefühl öfnen zu können, das tausendmal schätzbarer, als alle Vorstellungen der Hoheit ist, müssen sie nothwendig die Einsamkeit abwechselnd suchen. Welche Art von Einsamkeit verspricht auch wohl mehr lebhafte und angenehmere Veränderungen, als die Jagd? Welche Uibung kann wohl dem Körper dauerhaftere Gesundheit oder dem Geist angenehmere Erholung gewähren?

Es würde nicht minder beschwerlich seyn, immer eine große Rolle zu spielen, als die Zeit mit beständigen Uiberlegungen hinzubringen. Die Natur scheinet den Menschen gar nicht zu lauter abgezognen allgemeinen Betrachtungen oder unablässlichen Beschäftigungen mit schweren Wissenschaften, so wenig, als zu lauter kützlichen und bedenklichen Unternehmungen gemacht zu haben. Nichts kann unnatürlicher seyn, als aus seinem Zimmer, bei einer beständig

dig sitzenden Lebensart, gleichsam den Mittelpunkt seines Daseyns zu machen. Aber noch viel zwangvoller ist ein unruhiges geräuschvolles Leben, wobei man vom Haufen anderer Menschen gleichsam hingerissen wird, sich in beständigem Zwang erhalten, und vor aller Augen immer die Rolle seines Standes spielen muß. Wir mögen von uns selbst denken, was wir wollen, so werden wir doch bei allen Gelegenheiten fühlen, daß unser Daseyn etwas viel Anders und Reizenderes ist, als die Vorstellung der Person, die unsern politischen Karakter ausdrücket, und daß wir mehr da sind, um zu handeln, als zu denken, mehr um zu genießen, als zu vernünfteln *). Unsre wahre Vergnügungen be-

*) So genau ich hier die Worte des Hrn. Verfassers zu übersetzen bemühet gewesen, so wenig bin ich überzeugt, ob ich den wahren Ausdruck seiner Gedanken gefunden. Wäre dieses — nun so müßte man gestehen, daß der Hr. Verf. die Gabe, sich selbst, bisweilen so gar der gesunden Vernunft, zu widersprechen, für ein wirkliches Verdienst halte. Man lese nur im Anfange des Vten Bandes der allgem. Gesch. der Natur die Abhandlung von der Natur des Menschen, und vergleiche sie mit seinen hier angebrachten Sätzen, ist nicht allenthalben, wo er von der Natur, so wohl der Menschen, als der

bestehen im freien Gebrauch unserer selbst, unsre wahren Güter in den Gütern der Natur *). Himmel, Erde, Felder, Ebenen, Waldungen, alles wird uns von der Natur zu einem nützlichen unerschöpflichen Genuße dargebothen **). Daher ist auch die

der Thiere schreibet, ein beständiges Hin- und Herschwanken seiner Meinungen zu entdecken? und ist es nicht Schade, daß ein Mann, der auf der einen Seite, in Ansehung der Beobachtungen nnd historischen Schilderungen der Natur, so große, fast unnachahmliche Vorzüge beweiset, sich auf der andern, wo es auf richtige Philosophie ankömmt, so wenig in gleichem Lichte zeiget? Ist ein Geschöpf, das weniger zum Denken, als zum Handeln, weniger zum Uiberlegen, als zum Genuß erschaffen worden, wohl etwas mehr, als ein durch die Furcht vor Strafen verfeinertes Vieh? Und wär es nicht besser, wenn man den Menschen lieber sagte, sie wären sowohl zum Denken, als zum Handeln, zum Uiberlegen, als zum Genuß vorhanden?

M.

*) Ich wünschte nicht, alle die Folgerungen zu hören oder zu lesen, die von Menschen, welche das Denken und Uiberlegen ihrer Natur gemäß finden, aus diesen Sätzen, vermöge ihrer verschiedenen Denkungsart, gezogen werden könnten.

M.

**) Nicht von der Natur, sondern von ihrem allweisesten und eben so gütigen Urheber. Zum un-

die Liebe zur Jagd, zur Fischerei, zu Gärten, zum Feldbau eine fast allen Menschen natürliche Neigung. In einfachern Gesellschaften, als die großstädtischen sind, giebt es auch wirklich nur zwo Klassen, die sich lediglich auf diese Lebensart beziehen. Die Edelleute, welche sich der Jagd und dem Kriege widmen, und Leute vom niedrigern Range, die sich blos mit dem Ackerbau beschäftigen.

Wie man aber in gesitteten Gesellschaften alles vollkommner zu machen, und aufs äußerste zu treiben suchet, so hat man sich auch bemühet, die Jagd, als die edelste unter allen Vergnügungen, lebhafter und empfindlicher zu machen und in eine weitläuftige Kunst zu verwandeln. Die Hirschjagd erfordert Kenntnisse, die man blos aus Erfahrungen lernen kann. Sie setzet eine königliche Zurüstung von Menschen, Pfer-

unerschöpflichen Genusse? Ganz recht! Aber doch nicht ohne dabei zu denken oder zu überlegen, von wem wir diese Wohlthaten erhalten? wie sie am vernünftigsten und mit einem dankbaren Herzen zu genießen sind, und wie man unter seinen willkührlichen Bedürfnissen die beste Wahl und vernünftigste Einschränkung machen könne?

M.

Pferden und Hunden zum voraus, die alle geübt, gewöhnt und abgerichtet, auch in ihren Bewegungen, ihrem Aufsucheu und Einsichten zu einerlei Endzweck gestimmet sind *). Der Jäger muß das Alter und Geschlecht eines Hirsches beurtheilen, er muß genau erkennen und unterscheiden können, ob der Hirsch, den er mit dem Leithunde **) bestätiget

 hat

*) Wenn überhaupt, sagt hier Hr. Kästner, die Ausschweifung des Hrn. von Buffon, uns zur Naturgeschichte des Hirsches zu führen, einer ernstlichen Kritik unterworfen werden sollte, so würde man sich bei den Widersprüchen, in die sein Witz oft verfällt, lange verweilen müssen. Die Jagd, heißt es, schickt sich für große Herrn, wenn sie wollen einsam seyn, und nur die natürlichsten Vergnügungen schicken sich für den Menschen. Ferner: die Jagd ist eine natürliche Uibung. Das räume man einmal mit einer zur großen Kunst gemachten Parforcejagd, und mit dem natürlichen mitleidigen Gefühl eines nicht blos handelnden, sondern denkenden Menschen zusammen! Hat wohl Hr. von Buffon daran gedacht, wie sich diese Sätze mit einander in Verbindung bringen lassen?

M.

**) Limier, ein Hund, welchen man unter den Jagdhunden besonders aussuchet und abrichtet einen Hirsch, ein Reh oder Schwein u. s. w. zu bestätigen.

Der

hat *), ein Spießer **), ein Gabeler ***), ein junger Hirsch von zehn Enden

Der Leithund hat in der edlen deutschen Jägerei den ersten Rang vor allen andern Jagdhunden. Mit ihm wird versuchet, bestätiget, bisweilen auch lanziret oder auf der Fährte bis zum Sitz oder Bette des Hirsches nachgesuchet. Ein guter Leithund muß wohl belappet oder behänget, mit starken Augen und Maul, auch einer trotzigen Mine versehen und stark, aber nicht hoch von Füssen seyn. Wie er abgerichtet und wozu er eigentlich gebraucht wird, ist in Döbels Jägerpraktik S. 84 — 105 ausführlich beschrieben.
M.

*) Dêtourner le Cerf, den Hirsch bestätigen heißt: rings um den Ort, wo der Hirsch hingezogen ist, gehen, um sich zu versichern, daß er nicht entflohen sey.

Eigentlich heißt bestätigen so viel, als mit dem Leithund ausziehen und vorsuchen oder einen ganzen Bogen umziehen. Was hernach in einem solchen Bogen sich findet, wird angegeben und gesaget: so viel Hirsche, Thiere, Sauen u. s. w. habe ich bestätiget. Einige sagen statt dessen auch einkreißen. S. von Heppe l. c. 64.

**) Daguet, ein Spießhirsch oder ein junger Hirsch, der noch Spieße, oder zwo Stangen ohne Enden trägt, wie man das erste Gehörn eines Hirsches zu nennen pfleget, welches er im Anfange seines zweiten Jahres bekömmt. v. Heppe l. c. p. 166.

***) Jeune Cerf, ein Gabeler oder ein Hirsch im dritten, vierten oder fünften Jahre seines Lebens, wenn

den *), ein Zehner **), oder ein jagdbarer Hirsch ***) sey? Die vorzüglichsten Merk-

wenn er noch nicht mehr als 2 Enden an jeder Stange trägt. Ibid.

*) Cerf de dix cornes jeunement, ein Hirsch im 6ten Jahre seines Alters. Im 4ten Jahre heissen sie Sechser oder Hirsche von 6 Enden, im 5ten Achter oder Hirsche von 8 Enden.

**) Cerf de dix cornes, ein Hirsch im siebenten Jahre.

***) Vieux Cerf, ein jagdbarer Hirsch im 8ten, im 9ten oder zehnten u. s. w. Jahre seines Lebens.

Von den alten Zehnern steigt es dann auf Zwölfer, Vierzehner, Sechzehner, Achtzehner, Zwanziger Vier und Zwanziger und noch höher, wie man aus der Geschichte des Hirsches mit 66 Enden sehen wird. Allein die Hirsche von zwanzig und mehrern Enden werden schon ungemein rar, weil man sie nur selten zu dem hierzu gehörigen Alter gelangen läßt.

Außerdem unterscheiden die Jäger auch noch die Jagdbare von den Unjagdbaren, die Hirsche mit geraden Enden von denen mit ungeraden und von den sogenannten Kümmerern. Jagdbare Hirsche fangen sich in einigen Landen mit acht, in andern mit zehn Enden an. Was geringer ist, wird unjagdbar genennet. Gerade von Enden sagt man, wenn sich auf der einen Stange so viel Enden, als auf der andern befinden; macht aber

male, wodurch man zu dieser Kenntniß gelanget, sind die Fährte *) und die

aber z. B. eine Stange fünf, die andere sechs Enden, so wird ein solcher Hirsch ungerade von Enden, oder im gegenwärtigen Fall als ein ungerader Zwölfer angegeben. Ein Kümmerer ist ein Hirsch, der Schaden, besonders am Kurzwildprett gelitten hat. Ein solcher Hirsch pflegt entweder gar nicht abzuwerfen, oder doch, wenn er auffsetzet, nicht ordentlich zu verbasten.

Wenn ein Hirsch einmal acht Enden gemacht hat, so kann er nicht mehr nach den Jahren gerechnet werden, zumal da ein Hirsch nicht immer von Jahr zu Jahr auf- sondern auch zurücksetzet. Ein Achter z. B., der 10 Ende machen müßte, kann wieder nur acht, oder auch gar nur sechse auffsetzen, auch wohl ungerade zwölf machen. Wenn er mehr, als füglich seine Kräfte zulassen, auffsetzet, wird sein Gehörn allemal ganz geringe seyn.

Es finden sich auch, aber nur höchst selten, Hirsche, die statt endiger Stangen bloße Spieße haben. Man hat sie aber deshalb nicht für Spießer, sondern für jagdbare Hirsche anzusprechen, die man in diesem Fall nach der Stärke der Spieße beurtheilen muß.

*) Pied, die Spur, die Fährte, Ferte oder der Eindruck des Hirschfusses in der Erde. Die Abbildung davon siehet man in Riedingers Abbildung der jagdbaren Thiere, mit angefügten Fährten und Spuren. Augsb. 1740. gr. Fol. Tab-

die Losung *). Die Fährte des Hirsches druckt sich besser aus, als die Fährte des Thieres. Die Afterklauen **) sind stärker und näher bei der Ferse, der Schrank ***) ist besser gewandt und er schreitet weiter ****). Sein Gang ist ordentlicher,

Tab. IV. V. VII. IX. und was dabei anzumerken, stehet im Döbel S. 7 rc.

M.

*) Fumées, die Losung oder der Koth des Hirsches; die Oefnung, wo sie herausfällt, wird eigentlich das Weideloch genennet.

**) Jambe, die beiden Knochen am Hintertheile des Lauftes, welche mit dem Fuße die Fährte machen.

***] Voies, die Schritte des Hirsches. Der Hirsch gehet immer weiter auseinander, wie ausgekretschet, so daß man glauben sollte, es wären ihrer zweene gewesen, weil die Fährten, die rechte nämlich und linke, nicht gerade hinter einander kommen. Das Thier kann dieses nur selten, wenigstens nicht über drei bis vier Fährten weit, so machen. Dies Zeichen des Hirsches wird nun eigentlich der Schrank oder das Schränken genennet. An der Weite der Schranke muß man die Breite und Feiste des Hirsches erkennen.

M.

****] Allures du Cerf, der Gang des Hirsches. Der Schritt ist, in Beurtheilung der Fährten, genau

weil er mit dem Hinterlauf in die Spur des vordern eintritt. Beim Thier ist hingegen die Fährte schlechter ausgedrückt, es schreitet kürzer und pflegt mit seinem Hinterlauf nicht ordentlich in die Fährte des vordern einzutreten. Wenn der Hirsch sein Geweihe *) zum vierten male setzt, kann man in Beurtheilung und Kenntniß desselben so leicht nicht mehr fehlen. Viel schwerer ist es aber, ohne sattsame Uibung die Fährte des junges Hirsches von der Spur des Thieres unterscheiden zu wollen. Man muß beide schon oft und genau gesehen und verglichen haben, um sich nicht in seinem Urtheil zu irren **). Die jungen Hir-

genau in Acht zu nehmen, weil der Hirsch allemal weiter schreitet, als das Thier. Beide Zeichen, der Schrank und der Schritt, sind sehr gut, in sandichtem Boden darauf anzusprechen. Ein Hirsch, der anderthalb Fuß schreitet, kann schon zehn Enden tragen, folglich unter die jagdbaren gehören. Weil auch der edle Hirsch das grüne Getreide, statt solches, wie das Thier, blos zu quetschen, so abtritt, als ob es abgeschnitten wäre, so pflegen die Jäger dieses Zeichen den Abtritt zu nennen, und nach selbigem zu beurtheilen, ob der Hirsch erst vor kurzem, oder schon lange diese Fährte gemacht. S. Döbel. *l.* c. p. 9.

*) Tête, das Gehörn des Hirsches.

**) En revoir, heißt, die Fährte des Hirsches ausgespüret haben.

Hirsche von zehn Enden und die sogenannten Zehner sind noch leichter zu erkennen. Die Fährte der Vorderläufte ist bei ihnen viel größer, als der hintern. Diese Ungleichheit der Spuren vermehret sich mit dem zunehmenden Alter, weil die Schalen an der Schärfe mehr abgenutzt, und ihre Spitzen immer stumpfer werden *). Es läßt sich auch leicht aus der Weite der Schranken beurtheilen, die bei alten ordentlicher, als bei jungen Hirschen sind, weil der Hinterlauf allemal wenigstens alsdann in die Spur des vordern eintrit, wenn sie nicht eben ihr Geweih abgeworfen haben, in welchem Fall an ihnen der Beitritt **) fast eben so deutlich, als bei

*) Die hornichten Theile unten am Laufte des Hirsches werden Schalen genennet (Döbel p. 18.) Da sich nun diese Schalen mehr oder weniger, nach Beschaffenheit des Erdreichs abnutzen, wo der Hirsch sich aufhält, so muß man dieses Merkmal nur vergleichungsweise von Hirschen in einerlei Lande verstehen, also noch andere Merkmale haben, weil man zur Brunftzeit oft von sehr entlegenen Gegenden hergekommene Hirsche jaget.

A. d. V.

**) Se meinger, heißt, wenn der Hirsch den Hinterlauf außer der Spur des vordern setzet. Den Bei-

jungen Hirschen, aber doch mit einigem Unterschied und mit einer Ordnung wahr-

ge-

Beitritt macht ein Hirsch, wenn er etwan einen Finger breit mit dem Hinterlaufte neben den vordern tritt. Gemeiniglich thun dies die feisten Hirsche, bisweilen auch tragende Thiere, die letztern aber nur in einzelnen Schritten. Je weiter dieser Beitritt aus einander stehet, desto einen stärkern und feistern Hirsch pflegt es anzuzeigen. S. v. Heppe *p*. 67. und Döbel *p*. 8. Wenn hingegen ein Hirsch mit seinen hintern Schalen in die vordern tritt und gleichsam die vordern spaltet, so pflegt man diese Fährte, um ihrer Figur willen, den Kreuztritt zu nennen. Zuweilen bleibet ein Hirsch mit der hintern Schale zurück, doch gerade und oft wohl zween bis drei Finger breit, welches man gemeiniglich an feisten und alten Hirschen wahrnimmt, weil ihnen die Nerven oder Sehnen steifer und kürzer werden, und das heißt in der Jägersprache das Zurückbleiben, Hinterlassen oder die Erfüllung. Trit aber ein Hirsch, welches gemeiniglich nur schlechte, junge Hirsche thun, gerade über die vordern Schalen, so nennet man dieses Uibereilung. Blenden heißt aber, wenn der Hirsch gerade in die vorderste Fährte tritt, und sie etwas länger oder breiter macht. Diese Blendung erfordert ungemeine Vorsicht, wenn man der Gefahr ausweichen will, einen schlechten Hirsch für einen guten anzusprechen. Kömmt er aber, welches fast kein Thier zu thun pflegt, mit den hintern und vordern Schalen gerade in einander, als ob es mit den Schalen von Einem Laufte geschehen wäre, so wird dieses der Schluß genennet.

M.

genommen wird, welche man so wenig an jungen Hirschen, als an Thieren bemerket, indem die alten Hirsche den Hinterlauf allemal zur Seite des vordern, und weder zurücke, noch darüber hinaussetzen.

Wenn der Jäger in trockner Sommerwitterung aus der Fährte nicht sicher urtheilen kann, so ist er gezwungen, die Spuren des Wildes rückwärts zu verfolgen *), und sich Mühe zu geben, den Hirsch durch die Losung zu erkennen, welches vielleicht mehr Uibung erfordert, als die Kenntniß der Fährte; er würde sonst aus-

ser

*) *Suivre le contrepied.* Die Hirsche haben mehr listige Kunstgriffe in ihrer Gewalt, als man ihnen zutrauen sollte. Sie wissen, daß die Eindrücke ihrer Schalen an ihnen zu Verräthern werden und die Hunde beständig ihrer Fährte folgen können. Um also diesen ihren Weg zu verbergen, flüchten sie oft in gerader Linie, nehmen eben diesen Weg zurück oder machen den sogenannten Wiedergang. Indem er sich dann durch viel auf einander folgende Sätze oft von der Erde entfernt, kann er dadurch, wenigstens auf einige Zeit, so wohl die Scharfsinnigkeit der Hunde, als das Auge des Jägers betrügen. Ist er im Gedränge, so stürzt er auf den Wanst nieder, in der Hofnung, die Hitze werde die Hunde hier reizen, vor ihm vorbei zu laufen. Geschiehet es wirklich, so flüchtet er dann rückwärts.

ser Stande seyn, den Hirsch vor der Jägerei gehörig anzusprechen. Hat man die Hunde nun auf dessen Bericht an den Ort geführet, wo der Hirsch ist verbrochen worden *), so muß er auch verstehen, wie er dem Leithunde zusprechen und ihn auf der Fährte halten soll, bis der Hirsch aufgesprenget ist. In eben dem Augenblick stößt derjenige, welcher aufsprenget **), ins Jagdhorn, zum Zeichen, daß die Hunde gelöset werden sollen ***), die hernach,

so

*) Brisées, der Ort, wo der Hirsch hineingegangen ist, und wo man, um solches anzudeuten, die Aeste abgebrochen hat.

Verbrochen heißt eigentlich, das abgebrochene Aestchen oder den Bruch mit der Spitze, wo es abgebrochen worden, in die Fährte legen. Die Spitze des Bruches muß allezeit in der Fährte hinein weisen, wo das Wild hinwärts gezogen ist. Mehrere Bedeutungen des Wortes verbrochen findet man in v. Heppe *l. c. p.* 306 rc. Denn ein Jäger verbricht mit kleinen Zweigen. theils 1) die Fährten, die er bei Besuch oder beim Abäugeln gefunden, theils 2) den Anschuß oder Schweiß auf der Pürsch, theils 3) die letzte Fährte, die er von dem angeschoßnen Wild verlassen, um solche desto sicherer wieder finden zu können.

M.

**] Laisser courre un cerf, den Hirsch mit dem Hund aufsprengen.

***) Découpler les chiens, einen Hund nach dem andern zum Jagen losmachen.

so bald sie frei sind, durch Zurufen und Blasen angefeuert werden.

Ferner muß der Jäger, als ein geübter Kenner, die Fährte des Hirsches genau beobachten, um sich auch in dem Falle nicht hintergehen zu lassen, wenn er etwan abspringen *) und einen andern frischen Hirsch an seiner Statt auftreiben sollte **), oder

*) Das Wort: abspringen, wird mehr von den Hasen gebraucht, welche durch einen Absprung den Hunden zu entkommen suchen. Vom Hirsch sagt man lieber: er hat gewechselt, wenn er hin und wieder gezogen hat. Daher pflegt man auch den Ort oder die Gegend, wo das Wildprett gern hin und her ziehet, den Wandel oder Wechsel zu nennen, und bei Jagden allemal den Hauptschütz auf den Wechsel anzustellen.

Uiberhaupt sucht ein Hirsch mit überlegter Vorsicht und List sein Bette nach Möglichkeit zu verbergen. Anstatt sich dahin geradesweges zurück zu verfügen, macht er oft falsche Umwege. Bald fliehet er in den Wald, bald kömmt er wieder hervor und macht sich eine Menge verführerischer Kreuzwege. Ohne einen gegenwärtigen Vorwurf der Beunruhigung spielt er eben die List, deren er sich bedienen würde, der Verfolgung der Hunde zu entkommen, wenn er merkte daß sie ihm nachsetzten. Man lese hiervon im I. B. des Berl. Mag. p. 395. &c.

**) Diese List eines gejagten Hirsches, einen andern an seiner Stelle aufzutreiben, heißt im Französischen Change.

Auf-

oder wenn er von andern begleitet würde. Unter diesen Umständen trägt sichs bisweilen zu, daß die Hunde sich trennen und eine doppelte Jagd veranlassen. Die Jäger zu Pferde *), müssen sich dann ebenfalls

Ausser den vorher angezeigten Arten von listigen Rettungsversuchen, pflegt ein verfolgter Hirsch auch oft andere Thiere seines Geschlechts aufzusuchen und sich mit ihnen zu vereinigen. Etwan aus natürlichem Triebe der Geselligkeit? Nein! Sonst würde die Vereinigung länger, als die Gefahr, dauren. Wenn aber ein Rudel Wildprett, worunter er sich mischet, genugsam aufgemuntert ist, die Gefahr mit ihm zu theilen und sich die Hitze der Hunde an ihnen versehen kann, läßt er den Trupp der Gefahr über, und sucht sich durch eine viel schnellere Flucht zu entziehen. Daraus entsteht nothwendig eine Verwechselung der Gegenstände der Verfolgung oder eine doppelte Jagd, wodurch schon mancher schlaue Hirsch sein bedrohetes Leben gerettet. S. Berl. Mag. I, 402.

*) Les Piqueurs, so heißen diejenigen, welche die Hunde zu Pferde begleiten und zur Fortsetzung der Jagd aufmuntern.

Zu einer wohlbestallten Jagd werden, außer dem Oberjäger, Ober- oder Erzpikirer, noch drei bis vier andere Pikirer nothwendig erfordert. Sie müssen aber alle Hirschgerecht seyn, vollkommen reiten, ihr Pferd wohl zu zwingen wissen, ein gutes Parforce- oder Jagdhorn blasen, sich mit ihren Pferden durch Pickungen, wie auch

falls theilen, und ihre Hunde, wenn sie an einen unrechten Hirsch gerathen waren*), wieder an das rechte Wild bringen**), damit sie sich mit jenen wieder vereinigen können, welche dem aufgesprengten Hirsch nachsetzen. Der Pikirer muß beständig seine Hunge begleiten, ihnen stets zur Seite reiten, sie beständig aufmuntern, ohne sie zu übereilen, ihnen beim Wechseln und beim Wiedergang des Hirsches zurecht helfen, Fährten, Losung und andern Merkmale des Hirsches beständig beobachten, um nicht hintergangen zu werden; denn ein gejagter Hirsch läßt es nie an List und verführerischen Ränken fehlen. Er gehet wohl drei bis viermal auf einerlei Wege hin und her, suchet in Gesellschaft anderer Thiere zu kommen, um eine Verwechselung zu

auch Stangen- und Baumholz hurtig und behende durchwickeln, die Hunde von der ganzen Meute bei Namen nennen, und wohl unterscheiden können, welches diejenigen sind, worauf man sich verlassen kann. Die ungehorsamen Hunde, müssen sie geschickt in Ordnung, die jungen aber sowohl, als die alten, in gute Arbeit zu bringen wissen. S. Döbel p. 90.

*) Se fourvoyer; von der eigentlichen Spur abkommen und einer unrechten nachgehen.

**) Rompre les chiens, die Hunde vom falschen Wildprett abrufen, und wieder auf die rechte Spur bringen.

zu veranlassen, sprenget alsdann durch, entfernt sich vom Trupp, oder macht Seitensätze, versteckt oder drücket sich zur Erde nieder. Ist man in diesem Falle von der Spur abgekommen *), so bemühen sich die Pikirer und ihre Hunde gemeinschaftlich, durch Vorgreifen und wieder zurückkehren, die Spur wieder zu entdecken. Findet man sie nicht, so hält man es für ein Merkmal, daß der Hirsch in dem Bezirk, den man umsuchet hat, sich aufhalte. Man stellt also neue Nachforschungen an. Sind aber auch diese vergeblich, so ist kein Mittel mehr übrig, als den muthmaßlichen Wiedergang **) des Hirsches, aus der Beschaffenheit der Gegend zu beurtheilen und ihn diesen Umständen gemäß aufzusuchen. Sobald man die Fährte wieder gefunden, und ihn die Hunde zum zweitenmal aufgesprenget haben, jagen sie nun mit besserm Erfolge, weil sie merken, daß der Hirsch bereits ermüdet ist. Nach Maßgabe seiner Entkräftung pflegt sich ihre Hitze zu vermehren, ihre Spur aber mit der zunehmenden Erhitzung des

*) Entre en défaut, die Fährte verlohren haben.

**) Relever le défaut, heißt eigentlich den Hirsch auf der wiedergefundnen Spur zum zweitenmal aufsprengen.

des beängstigten Hirsches desto deutlicher und lebhafter zu werden. Sie fangen daher an, schneller zu laufen und muthiger zu bellen. Der Hirsch wendet nun zwar zu seiner Errettung mehr List an, als vorher. Weil er aber nicht mehr so geschwinde zu laufen und sich nicht so weit mehr von den Hunden zu entfernen vermag, so kann er mit aller List und Wechselung nichts mehr ausrichten. Es bleibt ihm also nichts mehr übrig, als das verrätherische Erdreich zu fliehen und sich ins Wasser zu werfen, um seine Spur den Jägern und Hunden zu entziehen. Denn diese setzen entweder mit ihm zugleich durchs Wasser, oder sie umreiten es und bringen die Hunde wieder auf die frische Fährte des Hirsches, der, wenn er nach einer langen Jagd, auch durch das Wasser gesetzet hat *), nicht weiter kommen kann, und nun aufs Aeußerste gebracht ist **). Aber auch dann sucht er noch sein Leben theuer zu verkaufen, indem

*) Battre l'eau, Battre les eaux, heißt nach einer langen ermüdenden Jagd, einen Fluß oder Teich durchsetzen.

**) Etre aux Abois, sagt man vom Hirsch, wenn er ganz von Kräften erschöpfet ist.

dem er oftmals die Hunde, zuweilen sogar die Pferde der zu hitzigen Jäger selbst, mit seinem Geweihe verwundet, bis einer von den Jägern, durch Abhauung der Hessen, ihn zum Stürzen bringet, und ihm dann sogleich den Genickfang versetzet. Die Niederlage des Hirsches wird nun durch das Getöse der Jagdhörner gefeiert. Man übergiebt ihn den Hunden völlig, als eine Frucht ihres mühsamen Sieges, um ihnen den Genuß davon *) zu überlassen.

Zur

*) Faire la curée. Donner la curée, heißt, wenn man den Hunden das erjagte Wild zu fressen giebet.

Vom Genießen oder vom Genusse des Leithundes wird im Döbel ausführlich S. 99 rc. geredet. Man löset eigentlich die Läufte vom Hirsch über dem Oberrücken ab, und klemmet etwas Wildprett zwischen die Schalen. Arbeitet man dann auf die Hirschfährten, so stellet sich einer voraus, dem Hunde den Lauft vorzuhalten, er läßt ihn das Wildprett daraus genießen, löset auch die Ballen aus den Schalen und giebt sie dem Hunde zum Genuß. Einige nehmen den abgelösten Kopf und lassen die Hunde daran genießen. Eben dieses aber am ganzen Hirsche zu thun, wird nicht für dienlich erachtet.

M.

Zur Hirschjagd *) sind nicht alle Zeiten und Witterungen für gleich schicklich zu halten. Im Frühjahr, wenn die hervorbrechende junge Blätter anfangen, die Wälder zu zieren, wenn die Erde sich mit neuen Gewächsen und Blumen ausschmücket, wird von ihrem ausduftenden Gerüchen die Empfindung oder Spur der Hunde sehr unsicher gemachet. Der Hirsch selbst ist alsdann vorzüglich bei Kräften, und bei dem geringsten Vorsprung, von den Hunden schwerlich einzuholen. Die Jäger sind auch alle darin einstimmig, daß zu der Zeit, wo die Thiere bald setzen wollen, die Jagd am beschwerlichsten sey, und daß zu solcher Zeit die Hunde sehr oft einen unrecht verfolgten Hirsch verlassen, um sich zu einer vor ihnen herumspringenden Hindin zu wenden. Eben so pflegen zur Brunftzeit **) oder im Anfange des Herbstes, die Spürhunde sehr nachläßig und ohne Hitze zu suchen, entweder weil sie alsdann der starke Geruch des Hirsches gegen die Spur gleichgültiger macht, oder weil auch um diese Zeit vielleicht alle Hirsche überein rie-

 chen.

*] Courre le cerf, den Hirsch jagen.
**) Rut, die Brunftzeit der Hirsche.

chen. Im Winter ist allemal der Schnee der Hirschjagd entgegen, weil es da den Hunden unmöglich ist, eine Witterung von ihm zu bekommen, und sie also die Spur mehr mit den Augen, als mit der Nase verfolgen müßten.

Insofern die Hirsche zur Winterszeit in den Wäldern keine Aesung *) oder Geäse finden, treten sie heraus zu Felde, zu Holze oder in die Saat und begeben sich da in Rudel **) zusammen. Vom Dezember an und während der strengesten Kälte verbergen sie sich an wohlverwahrten, buschreichen Orten und halten sich dichte zusammen, um sich durch ihren Othem einander zu erwärmen. Gegen das Ende des Winters begeben sie sich an die Ausgänge des Waldes, und besuchen fleissig das Getreide. Im Frühjahre pflegen sie abzuwerfen ***). Das Geweih entfällt ih-

*) Viander, wird vom Weiden oder Fressen der Hirsche gesagt. Im Deutschen Aesung, Geäse.

**) Hardes, ein Trupp oder Rudel von Wildprett. Bei einigen ein Häusel. S. von Heppe p. 160 und 245.

***) Mettre bas, heißt bei den Hirschen die Geweihe verlieren, abwerfen.

Abwerfen heißt auch bei andern das Gewicht fallen lassen [S. v. Heppe p. 20.]. Dies

ihnen dann entweder von selbst, oder sie wissen es auch mit geringer Gewalt an irgend einem Ast abzustreichen. Nur selten werden beide Stangen genau zu gleicher Zeit abfallen, oft pflegen zwischen dem Abwurf der einen und der andern ein oder etliche Tage zu verfließen. Die alten werfen zuerst, im Februar oder im Anfange des Märzes ab. Bei den Zehnern geschiehet es erst in der Mitte, oder am Ende des Märzes, bei jungen Zehnern im Anfang, bei den Spießern gegen das Mittel oder Ende des Maies. In allen diesen Zeiten und Umständen aber herrschet viel Veränderliches, weil die alten Hirsche bisweilen später, als die jüngern abwerfen. Uiberhaupt geschiehet aber die Verwechselung des Gehörns früher bei gelindem, und später, bei rauhem, langwierigem Winter.

Gleich nach vollendetem Abwurfe der Geweihe trennen sich die Hirsche von ein-

Dies geschiehet bei den Hirschen alle Jahre. Das neu absetzende Geweih ist alsdann anfänglich nur wie ein weicher Knorpel von Schweiß, mit einem rauhen Bast oder Haut umgeben. Dieser Bast wächst auch zugleich mit fort, bis das Gehörn fertig und vollkommen bereitet ist. Indem dieses geschiehet, wird auch das Gehörn zu-

ander und bleiben die Jungen dann alleine zusammen. Sie bleiben zu der Zeit nicht mehr im dicken Gehölze, sondern begeben sich

zugleich unter dem Baste hart und pflegt sich alsdann der Bast schon vom harten Gehörne abzusondern. Dieses merket der Hirsch von Natur, und schläget oder feget um Johannis in einer Nacht, allen rauhen Bast vom Gehörne. Dies Fegen geschiehet gern an jungen Kiefern, Fichten und Tannen, auch an Salweiden, Eichen, Birken und Aespen. Wenn er nicht gestöret wird, nimmt er das Gefege oder den rauhen Bast wieder zu sich und äset es. Sobald aber das Gefege herunter ist, findet man das Gehörne weiß von Ansehen. In ohngefähr 14 Tagen färbt sichs und erhält wieder seine vollkommene, schwarze, braune oder gelbliche Farbe, die lediglich von der Natur, und nicht, wie einige meinen, von der Beschaffenheit der Säfte des Holzes abhänget, woran der Hirsch sein Gehörn gefeget.

Zu Dessau hatte Prinz Leopold Maximilian 1721 in seinem Reitstall einen Hirsch fünf Jahre gehalten, an dem sich die besondere Merkwürdigkeit ereignete, daß er in einem Jahre dreimal, [den 15ten Jänner, den 17ten Mai und 18ten Dezember] abwarf und aufsetzte, bald hernach aber, aus Entkräftung krepirte. Zwar ist sein Gehörn vollkommen und gefeget, aber nicht vollkommen vereckt gewesen.

Außer den Gabeln, Spießen und Geweihen mit regelmäßigen Enden hat man auch noch einige besondre Arten von Gehörn zu bemerken. Wenn ein Hirsch nämlich oben auf den Stan-

sich in angenehme Gegenden, in Gebüsche, in lichte Holzschläge, wo sie den Sommer hindurch den Anschuß des neuen Gehörnes abwarten. Um diese Zeit gehen sie beständig mit niedergesenktem Kopf, aus Furcht, sie mögten das neu anschießende Gehörn verletzen, welches, bis zu Erlangung seines völligen Wachsthums, ungemein empfindlich ist *). An den ältesten Hirschen hat in der Mitte des Maies das Geweihe kaum die Hälfte seines Wachsthums erreichet. Erst gegen das Ende des Heumonates oder Julius gelanget es zu seiner völligen Länge und Härte. Die jüngsten Hirsche pflegen später abzuwerfen, also auch später ihr völliges Geweihe wieder zu erhalten. So bald es aber zur gehö-

 rigen

Stangen drei, vier oder mehrere Enden bei einander hat, so nennet man dieses eine Krone oder ein Kronengehörn. Es finden sich auch Geweihe, die oben etwas breit, an welchen aber die Enden herunter, oder gleich bei einander stehen, fast wie die Finger an der Hand, wenn sie ausgestreckt werden. Einem solchen hat man die Benennung eines Handgehörns beigeleget. Ein widersinniges Gehörn ist, wo die Enden ganz krumm, ein oder auswärts, auch wohl kurz rückwärts gebogen stehen. M.

*) S. Döbels Jägerprakt. p. 13.

rigen Länge und Festigkeit gediehen, streichen es die Hirsche an den Bäumen, um den Bast, welcher es bekleidet, abzuschlagen. Da sie dieses viele Tage hinter einander fortsetzen, so glaubet man *), das Geweihe färbe sich von dem Safte des Holzes, woran es gestrichen wird, als vom Safte der Buchen und Birken röthlich, der Eichen braun, der Hainbuchen und Aespen schwärzlich. Das glatte, mit wenig Perlen versehene Geweihe der jungen Hirsche färbt sich, wie man saget, lange nicht so stark, als das Geweihe der Alten, wo die Perlen dicht an einander stehen, weil diese Perlen hauptsächlich den färbenden Saft erwähnter Bäume in sich nehmen. Ich kann mir aber dieses nicht wohl als die wahre Ursache dieser Wirkung gedenken, weil sich zahme Hirsche an solchen Orten, wo gar kein Baum war, an dem sie die Geweihe färben konnten, eingeschlossen hatte, an deren Gehörn man aber doch die Farbe aller andern Hirschgeweihe wahrnahm.

Bald nachher, wenn die Stangen der Hirsche braun geworden, pflegt sich bei ih-

*) S. Le Nouveau Traité de la Vénérie, Paris 1750. p. 27.

ihnen, und zwar bei den alten am frühesten, der Trieb zur Brunft anzumelden. Vom Ende des Augusts und Anfange des Septembers an verlassen sie das Dickicht *), kommen wieder in die Wälder und fangen an, sich mit Sehnsucht nach den Thieren umzusehen **). Sie schreien aus vollem Halse ***), der, wie die Kehle, zu solcher Zeit sehr stark ist, beunruhigen und härmen sich, durchlaufen am hellen Tage

*) So heißen alle Holzorte, die recht bewachsen und finster sind, worin das Wildprett und Sauen gern ihren Stand suchen. S. v. Heppens wohlred. Jäger p. 92.

**) Les bêtes. Die Hindinnen, Hirschkühe. Wenn die Brunfthirsche das Wildprett suchen, ziehen sie mit der Nase auf der Erde weg, wie ein Hund, und pflegen es auf diese Art auch bald genug zu finden. Döbel *l. c.* I. p. 13.

***) Raire, heißt hier Schreien, Brüllen, wie Brunfthirsche. Ein schlechter Hirsch, als Spiesser oder Gabler schreiet weder in der Brunft, noch in andern Zeiten; auch wird sich ein Hirsch, der erst sein viertes Jahr auf sich hat, sich nur selten mit Schreien hören lassen. Wenn er es ja bisweilen thut, so geschieht es doch eher nicht aus vollem Halse, bis er sein fünftes Jahr überlebet hat. In diesem Alter schreien sie so stark und ämsig, als die Alten, ihre Stimme hat aber noch nicht den tiefen Ton, welchen die Alten hören lassen.

Brachfelder und Ebenen, wetzen ihr Gewelh an Bäumen und Hecken, mit einem Worte: sie scheinen rasend und außer sich zu seyn *). Sie laufen von einem Revier ins andere, bis ihnen endlich Hindinnen aufstossen, deren Anblick aber nicht hinreichend ist, weil diese noch erst lange verfolgt, bekämpft und überwältigt seyn wollen. Denn die Hirschkühe stellen sich anfänglich sehr spröde. Sie weichen aus, entfliehen und nehmen den Hirsch nicht eher an, bis er sie durch anhaltende Verfolgungen ermüdet hat **). Die ältesten machen den Anfang der Brunft. Die jüngern werden später von diesem hitzigen Triebe befallen. Zween Hirsche zugleich vertragen sich nicht bei einem Thiere. Hier pflegt

*) Man lese hierbei im Berl. Mag. I, 397. &c.

**) Im Berl. Mag. I B. S. 399 behauptet der Verf. der philos. Briefe über die Thiere, das Gegentheil. „An den Hirschkühen oder Thieren, sagt er, bemerkt man gar nichts von „den verstellten Weigerungen, welche den Hirsch „mehr fesseln oder die Begierde zum Genuß „stärker in ihm reizen könnten, wie bei denjenigen Gattungen, die eine Wahl zu treffen „gewohnet sind. Die Hirschkämpfe scheinen „blos den starken Antrieb zum Genuß, ohne „Rücksicht auf einigen Vorzug, zum Gegen„stande zu haben.

pflegt vor dem Genuß allemal ein hitziger Kampf herzugehen. Hirsche von gleicher Stärke fangen mit Drohungen an, scharren unwillig in die Erde, erheben ein schreckliches Gebrülle, stürzen auf einander los, schlagen sich aufs äußerste und geben sich mit dem Geweih und seinen Enden *) so entsetzliche Stösse, daß oft einer unter der Gewalt des andern, als tödtlich verwundet, erliegen muß. Blos durch die Flucht oder Niederlage des einen, wird ein solcher Kampf geendiget. Der Uiberwinder verliert alsdann keinen Augenblick, seines errungenen Sieges zu genießen und seine Begierden zu befriedigen; es müßte dann ein dritter unverhoft ihn abhalten, den er ebenfalls erst angreift und in die Flucht zu jagen suchet. Die alten, als die trotzigsten und kühnesten Hirsche bleiben immer die siegende Parthei auf dem Kampfplatze. Den jungen fehlt es an Muth, sich in ihrer Gegenwart einem Thiere zu nähern. Sie müssen sich daher gedulden, bis die alten ein Thier verlassen haben, um es dann ungestört und ohne Gefahr beschlagen zu können. Lustig ist aber der nicht ganz

*) Andouillers, die Zacken am Geweihe der Hirsche. Die Enden der Stangen.

ganz ungewöhnliche Vorfall, wenn ein junger Hirsch, indem ein Paar alte im hitzigsten Kampf, um den Genuß eines Thieres, begriffen sind, das Thier indessen beschläget, seine Brunft eiligst stillet und sich dann hurtig aus dem Staube macht *).

Den Thieren sind alte Hirsche willkommner, nicht so wohl, weil sie sich muthiger, als vielmehr weil sie sich rascher und hitziger bezeugen, als die jungen. Die alten sind aber auch zugleich unbeständiger. Sie halten sich oftmals zu verschiedenen Thieren auf einmal und bleiben, wenn sie nur eines haben, selten lange bei demselben. Wenn sie es einige Tage behalten, verlassen sie es, um ein anderes zu suchen, und dieses noch früher zu verlassen. So gehen sie allmählig von einem zum andern, bis ihre gänzlich erschöpften Kräfte der Brunft ein Ende machen.

Diese brünstige Begierden dauren länger nicht als drei Wochen. Während der Zeit gehen sie nur sehr wenig auf Aesung aus, genießen weder Schlaf, noch Ruhe, Tag und Nacht sind sie auf den Beinen, blos mit Herumstreichen, Laufen, Kämpfen und Befriedigung ihrer Hitze beschäftigt,

her=

*) S. Berl. Mag. 1 B. p. 399.

hernach aber natürlicherweise dermaßen abgemattet, mager und entkräftet, daß es einer beträchtlichen Zeit bedarf, ehe sie wieder zu Kräften kommen und sich völlig erholen können. Sie begeben sich dann gemeiniglich an die äußern Grenzen der Waldungen, wo sie, auf den ergiebigsten Weiden, die reichlichste Nahrung finden. Hier bleiben sie, bis zur völligen Wiederherstellung ihrer Kräfte.

Die Brunft der alten Hirsche nimmt am 1ten September ihren Anfang und endiget sich mit dem 20ten Tage desselben Monates, bei den alten und jungen Zehnern fängt sie gegen den 10ten Sept. an, und geht in den ersten Tagen des Oktobers zu Ende. Bei den jungen Hirschen dauret sie vom 20ten Sept. bis zum 15ten Oktober. Am Ende des Oktobers sind nur die Spiesser noch in Brunft, weil sie bei diesen am spätesten angefangen hatte. So verhält sichs auch bei den Thieren, daß die jüngsten allemal zuletzt hitzig werden und am spätesten im Jahr noch ihre Hitze fühlen. Die ganze Brunftzeit gehet also im Anfange des Novembers völlig zu Ende. Die Hirsche sind in dieser Periode der Entkräftung leichter, als jemals, zu jagen. Wenn eben ein gutes Jahr zur Eichelmast

einfällt, erholen sie sich an dieser Nahrung hurtig wieder und man pflegt alsdann, gegen das Ende des Oktobers oft eine zwote, aber viel kürzere Brunft, als die erste, wahrzunehmen.

In Gegenden, die wärmer, als Frankreich sind, kommen alle Jahreszeiten, also auch die Hirschbrunft früher. In Griechenland z. E. fängt sie sich, wie aus des Aristoteles *) Bericht erhellet, in den ersten Tagen des Augustes an und endiget sich mit dem Schlusse des Septembers.

Die Hindinnen gehen einige Tage über acht Monate trächtig **), und setzen ordentlich nur ein Kalb ***), selten zwei. Ordentlicherweise geschieht es im Mai oder im Anfange des Junius. Ihr junges Kalb den Verfolgungen der Hunde zu entziehen, ist

*) S. Aristot. Hist. animalium. Libr. VI. c. 29.

**) Wenn ein Wildprett ein junges im Leibe hat, sagt man: es gehet beschlagen, trächtig oder tragend. Wenn es bald zur Setzzeit kömmt, sagt man: das Thier gehet hoch trächtig, hoch beschlagen. S. v. Heppe l. c. p. 296.

***) Das Junge eines Thieres wird entweder Hirschkalb oder Thierkalb, auch Wildkalb genennet, nachdem es entweder zum männlichen oder zum weiblichen Geschlecht gehöret. Ibid. p. 187.

die Hirschkuh. Tab. XLIII.

Büff. Naturh. d. Vierf. Thiere. III. T.

ist alsdann ihre vorzüglichste Sorge. Sie kommen den Hunden freiwillig entgegen, von ihnen gejagt zu werden, blos um sie von ihrem Kalbe abzulocken oder zu entfernen und selbigem hernach ruhig wieder Gesellschaft leisten zu können. Nicht alle Hindinnin sind fruchtbar. Es giebt einige, die stets gellte gehen und im Französischen Brehaignes heißen. Dergleichen Gallthiere *) sind viel stärker, sie werden viel feister, als die andern, pflegen auch zuerst in Hitze zu gerathen.

Man saget auch, daß bisweilen Hindinnen sich fänden, die mit einem Geweihe, wie der Hirsch, gezieret wären. Allgemein betrachtet, ist es auch der Wahrscheinlichkeit nicht ganz entgegen. Das Kalb führet seinen Namen etwa sechs Monate, hernach fangen die Buckeln an, sich zu zeigen, und es wird alsdann Schmalthier (Hére) **) genannt, bis die Bu-

*) Gall- Galt- oder Gölthier heißt, nach dem Hr. v. Heppe S. 137 ein Stück Wild, welches in der Brunft den Beschlag nicht angenommen hat und also nicht trächtig geworden ist.

**) Nach Hr. Döbles Jägerpraktik S. 5 und 16 heißt ein Kalb nach Michaelis Schmalwildprett oder Schmalthier; an einigen Orten erhält es erst

Buckeln, in Spieße verlängert, ihm den Namen des Spießers oder Spießhirsches geben *). In der ersten Zeit verläßt ein Kalb seine Mutter niemals, ob es gleich ziemlich hurtig heranwächst, sondern es pflegt ihr den ganzen Sommer durch zu folgen. Im Winter treten die Hindinnen, Schmalthiere, Spießer und jungen Hirsche in ganze Rudel zusammen, und machen desto zahlreichere Truppe aus, je mehr sie den Einfluß der strengen Witterung fühlen. Im Frühjahre theilen sie sich wieder. Die Hindinnen suchen dann verborgene Setzörter. Nur die Spießer und junge Hirsche bleiben hernach gesellschaftlich beisammen. Die Hirsche sind überhaupt sehr zu einer geselligen Lebensart geneigt. Sie gehen so lange gesellschaftlich mit einander,

erst nach Verlauf eines Jahres, oder im folgenden Mai, diese Benennung. Wenn ein solches Schmalwildprett eine gute Mutter gehabt und die Milch vollkommen genossen, so brunftet selbiges im andern, wenn es aber Noth gelitten oder die Milch zeitig eingebüsset, erst im dritten Jahre.

*) Sobald ein Hirschkalb sein erstes Gehörn, welches nur Spieße sind, aufsetzet, wird es kunstmäßig ein Spießer oder Spießhirsch genennet. S. Döbel l. c. p. 5. Diese haben also nur zwo Stangen, ohne Enden. l. c. p. 166.

ander, bis entweder Furcht oder Nothwendigkeit eine unwillkührliche Trennung unter ihnen verursachen und sie zerstreuen.

Der Hirsch ist in einem Alter von achtzehn Monaten schon fähig, seines Gleichen hervor zu bringen. Denn man siehet oft Spießer, welche im Frühlinge des vorigen Jahres gesetzt worden, das Wild, vermuthlich nicht ohne guten Erfolg, beschlagen. Man könnte zwar aus dem Grunde noch einige Zweifel hegen, daß die Spießer alsdann erst die Hälfte oder höchstens zween Drittel ihres völligen Wachsthums erhalten, daß die Hirsche bis ins achte Jahr wachsen und ihr Geweih bis zu diesem Alter beständige jährliche Zunahme bekömmt. Man muß aber hier auch erwägen, daß ein frisch gesetztes Hirschkalb in kurzer Zeit sehr stark wird, im ersten Jahr sehr hurtig und im zweiten Jahre nicht langsamer wächst, daß bei ihm schon ein Uiberfluß der Nahrungssäfte statt findet; weil es bereits Spieße treibet; woraus man das sicherste Merkmal der Zeugungsfähigkeit nehmen kann. Ob es gleich, überhaupt genommen, ausgemacht ist, daß die Thiere, bevor sie den stärksten Theil ihres Wachsthums vollendet, nicht ihres Gleichen hervor zu bringen ver-

mögen, so scheinen doch hiervon diejenigen eine Ausnahme zu machen, welche zu einer bestimmten Zeit entweder zu brunften oder zu laichen pflegen. Die Fische z. E. laichen, ehe sie noch den vierten, ja wohl gar den achten Theil ihres Wachsthums erreichet haben, und die vierfüßigen Thiere, welche, wie der Hirsch, das Elenn, der Dammhirsch, das Rennthier, das Reh u. s. w. ihre gesetzte Brunftzeit haben, zeugen auch fruhzeitiger, als die andern Thiere.

In der Ernährung, Hervortreibung des Geweihes, der Brunft und Zeugung dieser Thiere herrschet so viel Uibereinstimmung, daß man, um die verschiedenen Wirkungen wohl zu verstehen, sich nothwendig desjenigen erinnern muß, was wir in einem vorhergehenden Bande *) von der Zeugung Allgemeines und Sicheres angeführet haben. Sie gründet sich nämlich besonders und gänzlich auf den Uiberfluß der Nahrung. So lange das Thier sich noch in seinem Wachsthum, welches im ersten Alter am schleunigsten von statten gehet, be-

*) S. III B. der allgem. Geschichte der Natur, II bis IV Kap. von S. 223 — 318.

befindet, ist alle Nahrung zur völligen Ausdehnung und Entwickelung des Körpers nöthig, es bleibt also nichts übrig, was zu Verfertigung und Absonderung der Samenfeuchtigkeit verwendet werden könnte. Die jungen Thiere sind also noch keiner Zeugung fähig. Haben sie aber erst ihr Wachsthum größtentheils erreichet, so fängt alsdann der Uiberfluß an, sich durch neue Hervorbringungen sichtbar zu machen. Bei den Menschen pflegen der Bart, das Haar, das Aufschwellen der Brüste, die Ausdehnung der Zeugungstheile u. s. w., die angehende Mannbarkeit anzukündigen. Bei den Thieren überhaupt und bei den Hirschen insbesondere, zeigt sich dieser Uiberfluß durch noch viel beträchtlichere Kennzeichen. Diesem Uiberfluß allein hat man das heranwachsende Geweihe, das Aufschwellen des Kurzwildprettes *), die Erweiterung des Halses und der Kehle, die

*) Les daintiers du Cerf, die Hoden, als die Mannheit der wilden Thiere, werden bei den Hirschen im Jägerausdruck Gailen, Kurzwildprett, Geschröt, Grenel u. s. w. genennet. S. v. Heppe ꝛc. p. 198. Das Geschlechtsglied selbst heißt die Ruthe, der Zimmel oder Pinsel. Döbel S. 18.

Feiste *), die Brunft u. s. w. beizumessen. Der Hirsch hat in seinem ersten Alter ein sehr schnelles Wachsthum. Kaum vergeht ein völliges Jahr von seiner Geburt, bis zu dem Zeitpunkte, wo dieser Uiberfluß schon anfängt, sich von außen durch die Erzeugung des Geweihes, zu entdecken. Wenn er im Maimonat gesetzet worden, so hat man darauf zu rechnen, im folgenden Jahre, zu Anfang eben dieses Monates, das Geweih aus dem Stirnknochen **) hervortreiben zu sehen. An-

*) Venaison, das Fett an einem Hirsche, das den Sommer über sich vermehret, zu Anfange des Herbstes aber, um die Brunftzeit, im Uiberfluß vorhanden ist. Bei den Jägern heißt das Fett, Feist, Faist oder Weiß, Unschlitt, Inschlitt oder Talg. Von einem Hirsch der gut bei Leibe ist, sagen sie, er hat viel Weiß, er ist feist oder macht gut Inschlitt. Er ist alsdann ein guter Hirsch, wenn 10 oder 12 Pf Inschlitt von ihm erhalten werden. Die Hirschfeiste oder Feistenzeit fängt sich an, wenn die Körner zeitigen und währet bis zur Brunft. S. v. Heppe *p.* 121.

**] Le Tet, ist eigentlich der Theil des Stirnknochens, auf welchem das Geweihe sitzt. Bei den Jägern der Rosenstock. Das krause, breite Untertheil an jeder Stange heißt die Rose, die krausen Knöpfchen an der Stange und Rose, die Perlen, die untersten Enden am Gehörne, die Augsprossen, die nächsten Enden an den Augsprossen, die

Anfänglich besteht es aus zween Spießen, welche nach dem Maße wachsen, sich verlängern und verhärten, wie das Thier Nahrung zu sich nimmt. Gegen das Ende des Augusts haben sie schon ihr völliges Wachsthum und genugsame Festigkeit erreichet, um den Hirsch zu reizen, ihren Bast *) an den Bäumen abzustreichen. Zu gleicher Zeit erlanget er seine völlige Feiste oder die häufige Fettigkeit, welche sich ebenfalls aus dem Uiberfluß der Nahrung erzeuget.

Die Nahrung fängt von dieser Zeit an, sich nach den Zeugungstheilen zu ziehen, und bei dem Hirsch eine ihn wüthend machende Brunft hervor zu bringen. Bedarf es wohl eines deutlichern Beweises, daß die Hervorbringung des Gehörnes und Bereitung der Samenfeuchtigkeit einerlei Ursach zum Grunde haben, als die Erfah-

die Eissprüssel, alle Spitzen, die nachher am Gehörne stehen, ein Ende. S. Döbel l. c. p. 18.

*) Unter dem Worte Bast oder Gefege, Dickmast, Beschläge oder Beschlächt verstehen die Jäger das rauhe Häutchen, mit welchem des Hirsches neu aufgesetztes Gewicht umgeben ist, und welches dieser so lange duldet, bis das Gehörn seine gehörige Stärke und Zeitigung erlanget.

rung, daß man das Geweih in seinem Wachsthum gänzlich zurückhält, so bald man durch die Verschneidung die Quelle zerstöret, woraus die Samenfeuchtigkeit entstehet? Nimmt man diese Operazion zu der Zeit vor, wo der Hirsch eben sein Geweih abgeworfen hat, so wird er nie wieder ein Gehörn aufsetzen. Hat er zu solcher Zeit sein Geweih eben wieder aufgesetzt, so pflegt er nie wieder abzuwerfen *). Das Thier bleibt, mit einem Worte, seine ganze Lebenszeit hindurch in dem Zustande, worin sichs zu der Zeit befand, als es zu einem Kümmerer gemacht, oder seines Kurzwildprets beraubt wurde. Insofern es nun auch nichts mehr von der Hi-

*] Wenn die Beraubung des Kurzwildprets im Aufsetzen geschiehet, so bekömmt ein solcher Kümmerer ein knorplicht geschwüriges Gehörn und feget nicht. Wenn indessen die ordentliche Zeit im April und Mai heran kömmt, so will die Natur bei solchen Hirschen auch treiben. Es wächst alsdann an solchem Gehörn ein Knorpel, als wenn Enden daran entstehen wollten, es wird aber nicht vollkommen und feget auch nicht. Man will außerdem bemerket haben, daß einige zahm erzogene Hirsche, wenn ihnen die Enden vom Gehörne mit einer Säge abgenommen worden, das folgende Jahr keine vollkommnen und hochvereckte, sondern kurze, stumpfe Stangen und Enden bekommen haben. Döbel l. c. p. 5. b.

Hitze der Brunft empfindet, verschwinden auch alle Merkmale, welche die Brunft begleiteten. Ein Kümmerer leget kein Feist mehr an, auch pflegen ihm Hals und Schlund nicht mehr aufzuschwellen. Er selbst nimmt ein sanfteres und ruhigeres Naturell an. Die abgenommene Theile waren also nothwendig, nicht allein zur Absonderung des Uiberflußes der Nahrung, sondern auch um diesen Uiberfluß in wirksame Bewegung zu setzen, und an allen Theilen des Körpers, in Gestalt der Feiste, vornämlich aber auf dem Kopfe, durch Hervortreibung der Geweihe, sichtbar zu machen.

Zwar pflegen Hirsche, die man ihres Kurzwildprets beraubet hat, etwas Feiste zu setzen, aber kein Gehörn aufzusetzen, auch niemals einen aufgetriebnen Hals und Kehle zu bekommen. Ihr Talg pflegt auch nie sich so zu erhöhen oder zu erhitzen, wie die Feiste der vollkommnen Hirsche, welche zur Brunftzeit einen so starken Geruch von sich dunsten, daß man sie schon von Ferne riechen kann. Selbst ihr Wildpret ist hiervon so sehr durchdrungen, daß man es weder essen noch riechen mag. Es ist auch der Verderbniß zu solcher Zeit am stärksten unterworfen; da hingegen das Wildprett

eines Kümmerers sich frisch erhält, auch zu allen Zeiten kann genoßen werden.

Man hat auch noch einen andern Beweis von der Wahrheit, daß ein jedes Hirschgeweihe lediglich vom Uiberflusse der Nahrung hervorgetrieben wird. Es lassen sich nämlich an Hirschen von einerlei Alter sehr unterschiedene Geweihe wahrnehmen. Bei manchen sind sie stark und völlig verecket, bei andern schwach und dünne, wovon der Grund ganz unleugbar in der verschiedenen Menge der Nahrungsmittel zu suchen ist. Denn ein Hirsch, welcher seinen Stand in einer Gegend hat, wo er sich ruhig und im Uiberfluß äßen kann, ohne von Hunden gestöret oder von Menschen beunruhiget zu werden, wo er, nach einer geruhigen Aeßung, gemächlich wiederkäuen kann, wird allemal ein prächtiges, hohes, weit ausgebreitetes Geweihe, mit einer breiten stark besetzten Krone *), dicke, wohlgeperlte Stangen **) mit vielen

*] Enpaumure, heißt eigentlich das Obertheil des Hirschgeweihes, das, wie eine Hand, sich ausbreitet und verschiedene Enden von ungleicher Länge, wie Finger, zeiget.

**] Merain, der Stamm des Hirschgeweihes. Die Stange bei den Jägern.

len starken und langen Enden haben. Ein anderer hingegen, der weder sattsame Ruhe, noch hinlängliche Aeßung findet, wird sich zuverläßig durch ein schlechtes Geweihe, mit enger Krone, schwachen Stangen, dünnen und wenigen Enden auszeichnen. Aus dem Gehörn eines Hirsches läßt sich also leicht urtheilen, ob er eines ruhigen Standes und einer guten Aeßung genossen? ob er sich sattsam oder schlecht genähret habe *)?

Alle Hirsche, die sich entweder nicht wohl befinden und beschädigt, oder auch nur stark beunruhiget und gejagct worden sind, bekommen selten ein recht ansehnliches Gewicht oder merkliche Feiste. Weil sie auch mehr Zeit, als andre brauchten, ihr Geweihe wieder aufzusetzen, treten sie später in die Brunft, werfen später ab und beweisen in allem, was mit ihnen vorgehet, daß ihr Geweih so wohl, als ihre Samenfeuchtigkeit nichts anders sind, als

*) Am Schluß der Geschichte des Hirsches will ich noch einige Merkwürdigkeiten sehr vielendiger und sonst merkwürdiger Hirsche anführen, deren Andenken wohl verdienet, in der Thiergeschichte aufbehalten zu werden.

M.

ein sichtbar anwachsender Uiberfluß organischer Nahrung, die nicht gänzlich zur Auswickelung, zum Wachsthum oder zur Unterhaltung des thierischen Körpers verwendet werden konnte.

Da wir es nun als ausgemacht annehmen dürfen, daß der Mangel dem Wachsthum des Geweihes nachtheilig ist und seine Größe ungemein vermindern kann, so scheint es nicht unmöglich zu seyn, den Anwachs des Gehörns, ohne Verschneidung, durch bloßen Hunger gänzlich zu verhindern. So viel ist gewiß, daß verschnittne Hirsche weniger Aeßung genießen, als andere. Man hat auch die Ursache, warum bei dieser Art von Thieren so wohl, als bei den Damhirschen, dem Reh und Elenn die Weibchen keine Geweihe tragen, hauptsächlich darin zu suchen, daß diese weniger Nahrung, als ihre Männer genießen. Wenn sie ja einen Uiberfluß von Nahrungssäften empfinden sollten, so pflegen sie zu der Zeit, in welcher sich dieser von außen sichtbar machen könnte, trächtig zu werden, also den Uiberfluß ihrer Nahrung, erstlich zur Unterhaltung der Frucht, hernach aber zur Säugung des Kalbes zu verbrauchen. Wie sollte sich also dieser Uiberfluß auch anderwärts offenbaren können? die Einwen-

wendung, daß das Weibchen des Rennthieres eben solches Gehörn, wie das Männchen trägt, ist meinem Satze mehr günstig, als nachtheilig.

Unter allen geweihetragenden Thieren, hat ohnstreitig das Rennthier, in Vergleichung mit seiner Größe, das stärkste und größte, welcher vor- und hinterwärts, fast so lang, als der Körper selbst, sich ausstrecket. Es pflegt auch unter allen solchen Thieren die häufigste Feiste anzusetzen *). Uiberdies findet man auch, daß die Geweihe der Weibchen unter den Rennthieren viel kleiner, als an den Männchen sind. Dies Beispiel beweiset also nichts weiter, als daß ein allzugroßer Uiberfluß, der beim Trächtiggehen und beim Wachsthum der Frucht, nicht ganz hat können erschöpfet werden, sich auswärts verbreitet, und bei dem Weibchen, wie bei dem Männchen, ein ähnliches, aber kleineres Ge-

*] Das Renthier, heißt es in der Chasse du Roi Phœbus, imprimée à la Suite de la Vénerie de du Fouilloux à Rouen 1650 p. 97, ist dem Hirsch ähnlich, sein Geweih aber ist größer und reicher an Enden. Es trägt wohl achtzig, manchmal auch weniger Enden. Das Geweihe bedeckt seinen ganzen Körper. Es pflegt auch mehr Feiste, als ein Hirsch zur Feistezeit, zu haben. A. d. V.

Geweihe, nach Maßgabe des geringern Uiberflußes, hervor treibet.

Was ich hier von der Nahrung gesagt habe, ist nicht sowohl von der Masse und von dem Vorrathe des Geäßes, als vielmehr lediglich von der Menge der in selbigem enthaltenen organischen Theilchen zu verstehen. Nur allein die letzte Materie hat man als belebt, wirksam und fruchtbar in Hervorbringungen anzusehen. Das übrige bestehet in einem bloßen Mark, das, ohne die geringste Veränderung im Thiere hervorzubringen, häufiger oder sparsamer vorhanden seyn kann. Wie nun der Lichen, welcher die gewöhnlichste Nahrung des Rennthieres ausmachet *), mehr wesentliche Theilchen enthält, als die Blätter, die Rinden oder Knospen der Bäume, wovon der Hirsch sich nähret; so darf es uns auch gar nicht be-

*) Hierunter ist eigentlich die Rennthierflechte der Alpen und Wälder zu verstehen. Lichen rangiferinus Linn. Sp. Pl. p. 1620. n. 66. Dietr. Pflanzenr. p. 1277. Diese Flechte ist für die Lappländer von ungemein großem Nutzen, auch die einzige und zuträglichste Winternahrung ihrer häufigen Rennthiere. Da nun der Winter bei ihnen den größten Theil des Jahres ausmachet, so beruhet auf dieser Flechte des Lappländers ganze Haushaltung und Glückseligkeit. Bei sich ereignendem Heumißwachs können auch Rindvieh und Schafe damit gefüttert werden.

befremden, wenn wir sehen, daß diese organische Nahrung den Rennthieren mehr Uiberfluß an Nahrungssäften, folglich auch mehr Geweih und Feiste gewähret, als man bei den Hirschen antrift. Man muß aber doch bekennen, daß die organische Materie, welche das Gehörn dieser Thiere bildet, nicht genugsam von den beigemischten rohen Theilen gereiniget gewesen, also auch nach ihrem Umlauf durch den Körper des Thieres noch immer Merkmale des ersten Zustandes in der Pflanze übrig behält.

Das Hirschgeweihe treibet, wächst und setzet sich, wie das Holz eines Baumes, zusammen. Die Substanz desselben hat vielleicht weniger Knochen- als Holzartiges an sich. Es ist gleichsam ein auf das Thier gepfropftes Gewächs, das an der Natur der Pflanzen und des Thieres gleichen Antheil nimmt, und eine von den Schattirungen ausmachet, auf welche die Natur allezeit an ihren äußersten Grenzen kömmt, und sich ihrer bedienet, um die entferntesten Dinge näher an einander zu bringen.

Bei den Thieren wachsen die Knochen, wie bereits erwiesen worden *), zugleich an

*) S. den Artikel vom Alter und vom Tode im Vten Bande der allgem. Geschichte der Natur.

an beiden Enden. Der eigentliche Ruhepunkt, auf welchen sich die Kraft ihrer Ausstreckung in die Länge stützet, befindet sich mitten in der Länge des Knochens. Dieser mittlere Theil erhält auch zuerst seine völlige Bildung, er wird unter allen übrigen Theilen am ersten zu Knochen. Die äußersten Enden entfernen sich immer weiter vom mittlern Theil und bleiben so lange weich, bis der Knochen sein völliges Wachsthum, nach dieser Richtung erreichet hat.

Das Holz hingegen wächst nur an einem der beiden Enden der Pflanzen *). Das Auge, welches durch seine Entwickelung den Ast bilden soll, ist mit seinem untern Ende an das alte Holz befestiget, und auf diesen Ruhepunkt gründet sich die Kraft der Ausstreckung in die Länge. Dieser so stark einleuchtende Unterschied, welchen man zwischen dem Wachsthum der Thierknochen und festen Theile der Pflanzen wahrnimmt, findet sich keineswegs an dem Geweihe des Hirsches, oder an dem Hol-

*) Hierbei macht Hr. Prof. Kästner die Erinnerung, daß man, weil auch die Wurzeln immer tiefer in die Erde sich erstrecken, gar wohl sagen könnte: auch der Baum wachse an beiden Enden.

Holze, das auf seinem Kopfe wächst. Es läßt sich vielmehr nichts Aehnlicheres, als der Wachsthum des Baumholzes und eines Hirschgeweihes, denken. Das letzte verlängert sich ebenfalls nur an einem seiner äußersten Theile, der andere dienet ihm zum Unterstützungspunkte. Anfänglich ist es eben so zart, wie ein junges Pflänzchen, in der Folge bekömmt es aber die Härte des Holzes. Der Bast, welcher zugleich mit dem Geweihe sich ausbreitet und wächset, ist gleichsam die Rinde, die es ableget, wenn es zu völligem Wachsthum gediehen ist. Während der Zeit des Wachsthums bleibt immer der oberste Theil noch weich, und pflegt sich auch in unterschiedene Aeste zu verbreiten. Hier können die Stange den Baum, die Enden aber die Aeste vorstellen; denn in der That findet man in der Auswickelung und im Wachsthum des Baumes und Geweihes lauter Aehnlichkeit, lauter Uibereinstimmung. Die organische Theilchen also, welche das lebendige Wesen des Geweihes ausmachen, behalten immer noch das Gepräge des Pflanzenartigen, weil sie auf eben die Art, wie bei den Gewächsen, sich ordnen. Hier hat also die Materie über die Form die Oberhand. Der Hirsch, welcher nur in

den Wäldern lebet und sich hauptsächlich von den Schlößlingen der Bäume nähret, nimmt auch so viel von der Natur der Bäume an, daß er selbst eine Art von Holz hervor treibt, welches genugsame Kennzeichen seines Ursprunges übrig behält, um solches nicht leicht verkennen zu können. Diese Wirkung, so merkwürdig und sonderbar sie auch zu seyn scheinet, ist gleichwohl nicht die einzige in ihrer Art; sie vielmehr eine allgemeine Ursache zum Grunde; wovon ich in diesem Werke schon bei unterschiedenen Gelegenheiten geredet habe.

In der Natur ist nichts beständiger und unveränderlicher, als die Form (la moule) oder der Ausdruck jeder Gattung, sowohl von Thieren, als Pflanzen; desto veränderlicher und vergänglicher aber findet man die Substanz, aus welcher sie bestehen. Ueberhaupt ist es der Materie gleichgültig, was für eine Form oder Gestalt sie annehmen soll. Sie scheint aller möglichen Abdrücke fähig zu seyn. Die organischen oder lebendigen Theilchen dieser Materie gehen, ohne die mindeste Zerstörung oder Veränderung zu leiden, aus den Gewächsen zu den Thieren über, und machen ohne Unterschied sowohl das Wesen oder die Substanz des Holzes und der Pflanze, als

des Fleisches und der Knochen aus. Es hat also bei diesem ersten Anblick das Ansehen, als ob die Form keines weges von der Materie abhienge. Ein Thier mögte demnach eine Nahrung, was es für eine wolle, zu sich nehmen, so würde dieselbe, wenn das Thier nur die darin enthaltne organische Theilchen heraus zu ziehen und solche durch die Ernährung sich ähnlich zu machen weiß, in seiner Gestalt gar nichts ändern, sondern blos zur Unterhaltung und Wachsthum seines Körpers dienen. Sie würde sich ohnstreitig nach allen Theilen der innern Forme bilden und sie aufs innigste durchdringen.

Einen Beweis hiervon trift man in der allgemeinen Erfahrung an, daß überhaupt alle Thiere, die nur von Gewächsen, oder solchen Substanzen leben, die von der Substanz ihres Körpers sehr unterschieden sind, aus diesen Gewächsen dennoch Fleisch und Blut machenden Stoff herausziehen, und eben so stark, oder wohl noch besser, sich nähren, wachsen und groß werden, als die blos fleischfressende Thiere.

Wenn man indessen auf die Natur genau Achtung giebt, so wird man finden, daß die organische Theilchen bisweilen sich nicht vollkommen der innern Form ähnlich ma-

chen, und ihre Materie doch auf diese Form einen merklichen Einfluß habe. Die Grösse z. B., eine von den Eigenschaften der Form, ändert sich in jeder Gattung, nach Beschaffenheit der Himmelsstriche, so wie die andern Eigenschaften der Form, als die Beschaffenheit und Menge des Fleisches, nach den Verschiedenheiten in der Nahrung sich verändern.

Diese organische Materie, welche das Thier durch die Ernährung seinem Körper ähnlich macht, nimmt nicht jede Veränderung mit einer vollkommnen Gleichgültigkeit aber ohne allen Unterschied an, sie wird nicht völlig ihrer ersten Form beraubet und behält noch einige Merkmale vom Abdruck ihres vorigen Zustandes. Sie wirket also selbst, vermittelst ihrer eignen Form, auf die Form des durch sie genährten organischen Körpers. Ob nun aber gleich diese Wirkung fast unmerklich und dieses Wirkungsvermögen unendlich klein, in Vergleichung mit der Kraft ist, welche diese nährende Materie zwinget, sich der Form, welche sie einnimmt, ähnlich zu machen; so müssen hieraus doch mit der Zeit sichtbare Wirkungen entstehen.

Der Hirsch, dessen hauptsächlichster Aufenthalt immer die Wälder sind, und wel-

cher gleichsam nur von Holze lebet, ist auch mit einer Art Holz gezieret, welches man als einen Uiberbleibsel seiner Nahrung betrachten kann. Der Biber, welcher sich im Wasser aufhält und sich von Fischen ernähret, ist auch mit einem schuppichten Schwanze begabet. Das Fleisch der Fischottern und der meisten Wasservögel wird als eine Fastenspeise, folglich wie eine Art von Fischfleische betrachtet. Man hat also zu vermuthen, daß Thiere, die man beständig mit einerlei Nahrung unterhielte, sehr bald etwas von ihrer Beschaffenheit annehmen, und, so stark auch der Abdruck der Natur seyn mag, doch mit der Zeit, indem die Theile eine ganz andre Aehnlichkeit, als zuvor, erhielten, eine Art von Verwandlung sich ereignen würde, wenn man beständig fortführe, sie mit einerlei Nahrung zu unterhalten. Jetzo würde sich nicht mehr die Nahrung gänzlich der Forme des Thieres, nein! das Thier würde sich zum Theil der Forme der Nahrung ähnlich machen, wie aus dem Beispiel des Hirschgeweihes und Biberschwanzes deutlich erhellet *).

 Das

*) Wie man hier überhaupt unserm Hrn. Verfasser, wo er von den Formen [Moules] der Na-

Das Geweih ist also nur ein zufälliger, und am Körper des Hirsches gleichsam ein fremder Theil, oder eine Hervorbringung, die

Natur und von der Art spricht, wie die organische lebende Theilchen sich diesen Formen ähnlich machen, mehr Witz als gründliche Deutlichkeit eingestehen wird; so hat er mir besonders übereilt geschienen, daß er aus zwey einzelnen Beispielen gleich die Bestätigung eines allgemeinen Satzes erzwingen zu wollen scheinet. Ein Hirsch genießt viel Nahrung von Bäumen, und ein Biber nähret sich größtentheils von Fischen, daher wachsen dem ersten kleine Bäumchen auf dem Kopf, dem andern aber Schuppen auf dem Schwanze — Welche Schlüsse für einen sonst so scharfsichtigen, so nachdenkenden, so mühsam vergleichenden Gelehrten! Warum haben denn, wenn vom Genuß der Fische die Schuppen entstehen, die Grönländer und andere Völker, die sich fast größtentheils von Fischen und Amphibien ernähren, auf ihrer Haut nicht ebenfalls Schuppen? oder warum sind Erdschlangen, die mehr vegetabilische, als animalische Nahrung genießen, mit so vielen Schuppen überdecket? Müßten aus eben diesem Grunde nicht auch die Fischweihen, Fischadler u. s. w. am Ende statt ihrer Federn lauter Schuppen bekommen? Es bleibt allemal eine Uibereilung, wenn man aus einzelnen Begebenheiten allgemeine Regeln ziehen will. Hr. von Buffon hat selbst an einigen Stellen heftig wider diese Art zu schließen geeifert, ohne doch hier einem ähnlichen Fehler gehörig auszuweichen.

M.

die man blos darum als einen thierischen Theil betrachtet, weil sie auf einem Thiere wächst, in der That aber dem Pflanzenreich angehöret, weil sie die Merkmale ihres ersten Ursprunges behält, indem ein solches Geweih dem Holz der Bäume, sowohl in der Art zu wachsen, sich zu entwickeln und sich zu verhärten, als in der Art sich zu trocknen und abzusondern, gleichet *).

F 3 Denn

*) Hr. von Buffon, sagt Hr. Kästner hier sehr wohlbedächtlich, vergleichet selbst den Bast eines Geweihes mit einer Baumrinde. Die Bäume verdorren aber, wenn sie geschälet werden, da hingegen die Geweihe dann erst ihre Vollkommenheit erhalten, wenn der Hirsch es nöthig findet, allen Bast von selbigen abzustreichen. — Mir scheinen auch hier die Ziegen, Gemsen und Steinböcke der von buffonischen Theorie oder Vergleichung sehr entgegen zu seyn, weil diese von eben solcher vegetabilischen Nahrung, als der Hirsch genießet, nicht allein ganz anders gebildetes und gebautes Gehörn erhalten, sondern auch dieses Gehörn in ihrer ganzen Lebenszeit nie abwerfen. Ich könnte hier noch das ungewöhnliche Beispiel solcher Hasen anführen, die ein ordentliches Geweih auf dem Kopfe tragen, wie bei der Geschichte der Hasen soll angeführet werden. Hr. von Buffon würde darauf antworten, daß ein solches Geweih das Werk einer überflüßigen vegetabilischen Nahrung sey. Geben wir das zu, so kann sichs leicht fügen, daß wir künftig auch gehörnte Kaninchen, Hamster, Mäu-

Denn sobald es zu seiner völligen Festigkeit gediehen ist und keine Nahrung mehr in sich nimmt, fällt es von selbst ab, wie eine Frucht, deren Stiel zur Zeit ihrer völligen Reife vom Zweige sich absondert *).

Der Name Holz (Bois), den man im Französischen dem Geweihe beigeleget hat, beweiset schon selbst hinlänglich, daß man dieses Gewächs als ein Holz betrachtet, und nicht für ein Horn, einen Knochen, ein Gewehr oder einen Zahn u. s. w. erkannte **). Ob gleich dieses, durch alles bisher Angeführte, mir hinlänglich erkläret und

Mäuse und Katzen zu sehen, und in unsern Kabineten allerlei seltsame Arten von Hörnern aufzubewahren bekommen.

M.

*) Da Herr von Buffon das Geweih schon als einen auf ein Thier gepfropften Baum beschrieben hat, so scheint es unschicklich zu seyn, solches auch mit der Frucht eines Baumes, mit welcher es gar nichts gemein hat, vergleichen zu wollen. Um die Anspielung mit etwas mehr Wahrscheinlichkeit fortzusetzen, hätte vom Hrn. Verf., wie Hr. Prof. Kästner sehr wohl erinnert, vielmehr gesagt werden können, das Geweih vertrockne wegen des abgeschälten Bastes. M.

**) Freilich hat man aus dem Hirschgeweihe noch niemals einen Knochen oder Zahn gemacht, weil man unter der Substanz, der Absicht und

und erwiesen zu seyn scheinet; so darf ich doch einen von den Alten angeführten Umstand hier nicht unberührt lassen. Aristoteles *) Theophrast **), und Plinius ***), melden einstimmig, man habe Epheu gesehen, der sich auf das Geweihe, da es

und Bestimmung eines Horns, der Hufe, Klauen, Fingernägel ꝛc. und eines Zahns oder Knochens einen gegründeten Unterschied immer sehr gern zu gegeben; allein als Hörner und Gewehre sind Hirschgeweihe von sehr vielen mit Recht betrachtet, wegen der eingeführten willführlichen Jägersprache aber, zum Unterschied von andern Hörnern, lieber Geweihe, Gewicht, auch Gehörne genennet worden. Es scheint mir noch sehr unentschieden zu seyn, ob die Franzosen, bei der ersten Einführung des Wortes Bois, wirklich auf die Vergleichung des Geweihes mit einem Baum gedacht, am wenigsten mag der Erfinder die geringste Muthmaßung vom vegetabilischen Ursprung und von der pflanzen- oder baumartigen Natur dieses Gehörns gehabt haben.

*) Aristot. Hist. anim. L. IX. c. 5.

**] Hedera in multis creatur & quod mirabilius, visa est in cornibus cervi etiam aliquando. Commovit [inquit Scaliger apud Theophrastum] virum accuratum cervi cornibus haerens hedera: quid enim eo seminum detulit? — &c. Lib. II. de causis Plantar. c. XXIII.

***] In mollioribus cervorum cornibus hedera coalescit, dum ex arborum attritu illa experiuntur. Plin. de admirand. auditionibus.

noch zart gewesen, angesetzt und auf solchem in seinem Wachsthum zugenommen habe. Darf man diese Begebenheit für zuverläßig annehmen, wovon uns Erfahrungen leicht überführen könnten, so würde dadurch die innigste Aehnlichkeit eines Hirschgeweihes mit dem Holz der Bäume noch mehr bestätiget werden *).

Die

*) Ich zweifle sehr, daß die Naturforscher diese Begebenheit, wenn sie auch wirklich zuverläßig wäre, als einen unumstößlichen Beweis von der holzartigen Natur eines Hirschgeweihes annehmen werden. Man darf nur bedenken, wie leicht es einem Samenkorn sey, besonders dem Epheusamen fast allenthalben, wo es eine bleibende Stelle und freie Luft genießet, sich auch außer dem Erdboden zu entwickeln. Wenn ein solches Korn von ohngefähr in dem Bast eines frisch aufgesetzten Geweihes hängen bleibt, ist es meines Erachtens, nicht unmöglich, daß es daselbst, wie viele Pflanzen in Töpfen mit Moos ohne Erde thun, aufkeimet, seine Wurzeln in dem weichen Mark des frischen zellichten Geweihes befestiget und hernach, wenn auch der Bast schon abgestrichen ist, so lange fortwächst, bis es durch irgend eine Gewalt abgerissen wird. Ist aber daraus wohl zu folgern, das Geweih müsse holzartiger Natur seyn, weil auf selbigem ein zufällig darauf gefallenes Korn aufkeimet? Oder ist wohl die Erde für holzartig zu halten, weil aus ihr so vieles Holz hervorwächst?
M.

Die Hörner und Waffen anderer Thiere sind nicht allein von einer ganz andern Substanz, als ein Hirschgeweihe, sondern auch in Ansehung der Entwickelung, des Gewebes, des Wachsthums, der innern sowohl, als der äußern Form, gar nicht in die entfernteste Vergleichung mit einem Holze zu bringen. Nägel, Haare, Federn, Schuppen u. s. w. — alle diese Theile haben einen pflanzenartigen Wachsthum; aber ganz und gar nichts Aehnliches mit dem Wachsthum des Holzes. Die Ochsen- Ziegen- Gazellenhörner u. a. m. sind inwendig hol, da hingegen das Geweihe der Hirsche durchaus eine dichte Substanz hat. Außerdem haben alle diese Hörner gleiche Beschaffenheit mit dem Wesen der Klauen, Sporen und Schuppen; da hingegen das Hirschgeweih dem Holz in Ansehung der Substanz mehr, als irgend einer andern Sache gleichet. Ferner findet man alle diese Hörner inwendig mit einer Beinhaut umkleidet und in ihrer Hölung durch einen Knochen unterstützt, welcher ihnen statt eines Kernes dienet. Sie fallen auch niemals ab, sondern pflegen, so lange das Thier lebet, immer so regelmäßig fortzuwachsen, daß man im Stand ist,

aus den jährlichen Ringen oder Knoten das Alter eines dergleichen Thieres zu beurtheilen. Anstatt, wie das Hirschgeweih, mit ihrem obern Ende zu wachsen, geht ihr Wachsthum vielmehr am untern Ende vor sich, wie der Wachsthum der Nägel, Federn und Haare. So verhält sichs auch mit den Zähnen und Gewehr der Elephanten, Meerkühe, Schweine und aller andern Thiere. Sie sind insgesamt hol, und wachsen alle vorn am untern Ende. Hörner und Zähne haben also mit einem Hirschgeweih nichts mehreres gemein, als Klauen, Haare und Federn.

Aller pflanzenartige Wachsthum läßt sich demnach in dreierlei Arten einschränken. Er geschieht entweder

1) am obersten Ende, wie bei den Kräutern, Pflanzen, Bäumen, Hirschgeweihen und andern Hervorbringungen des Pflanzenreiches; oder

2) am untern Ende, wie bei den Hörnern, Klauen, Sporen, Haaren, Pelzwerk, Federn, Schuppen, Waffen, Zähnen und andern äußern Theilen thierischer Körper; oder

3) an beiden Enden zugleich, wie bei den Knochen, Knorpeln, Muskeln,

Seh=

Sehnen und allen innern Theilen der Thiere.

Der materialische Grund aller drei Arten des Wachsthums bestehet im Uiberfluß der organischen Nahrung *), und in der Wirkung, daß diese Nahrung sich der Form ähnlich machet, in welche sie gebracht wird.

Ein Thier wächst also schneller oder langsamer, nachdem es besser oder schlechter genähret wird; und wenn es den größten Theil seines Wachsthums erlanget hat, dringet alsdann die Nahrung nach den Samen-

*) Wenn der Uiberfluß der organischen Nahrung, wie Hr. von Buffon in den vorigen Theilen und im jetzigen behauptet, erst nach größtentheils vollendetem Wachsthum aller Theile des thierischen Körpers entstehet, um alsdann zu mehrerer Entwickelung der Zeugungstheile und des Zeugungsvermögens angewendet zu werden; so können die Knochen, Knorpel, Muskeln und Sehnen eines thierischen Körpers mit ihrem Wachsthum unmöglich bis auf die Periode warten, da ein solcher Uiberfluß entstehet, sondern sie müssen ihren Wachsthum, schon vor Entstehung desselben, erreicht, folglich selbigen dem nöthigen Vorrath an organischer Nahrung, aber nicht, wie es hier ausdrücklich heißt, dem Uiberfluß derselben zu danken haben. M.

menbehältnissen, um sich auswärts mehr zu verbreiten, und mit Hilfe der Begattung, andere organische Wesen hervor zu bringen. Den Unterschied bei Thieren, die, gleich dem Hirsch, zu ihrer Brunft eine bestimmte Zeit haben, und bei solchen, welche zu allen Zeiten bereit und fähig sind, ihres Gleichen hervorzubringen, gründet sich ebenfalls blos auf die Art, wie sie sich nähren. Der Mensch und die Hausthiere, welche täglich eine gleich starke Menge, bisweilen einen wirklichen Uiberfluß guter Nahrungsmittel zu sich nehmen, können zu allen Zeiten die Fortpflanzung ihres Geschlechtes bewirken; der Hirsch aber, und beinahe die meisten wilden Thiere, welche den Winter hindurch oft fasten müssen, haben alsdann keinen solchen Uiberfluß organischer Nahrung, der sie fähig machte, eher zu zeugen, als nachdem sie den Sommer hindurch den vorigen Mangel wieder ersetzen und sich erholen konnten. Daher nimmt auch die Brunft gleich nach dieser Jahreszeit ihren Anfang, wodurch der Hirsch sich dermassen erschöpfet, daß er den ganzen Winter in einem Zustande der Entkräftung und Ermattung hinbringen muß. Sein Wildprett ist alsdann so saftlos, und so ausgemergelt, sein Schweiß

aber

aber von aller Nahrung so entblößet, daß Würmer unter seiner Haut sich erzeugen, die sein Elend noch mehr vergrößern und ihn ehe nicht wieder verlassen, bis er gleichsam neues Leben im Frühjahr, durch wirksame Nahrungsmittel, aus neu hervorkeimenden Gewächsen bekommen hat.

Sein ganzes Leben verstreicht also unter lauter Abwechslungen von Uiberfluß und Mangel, von Feiste und Magerkeit, von Gesundheit und Krankheit, ohne daß er durch Umstände, die einander so sehr entgegen gesetzet, und beide zum Uibermaße getrieben sind, an seiner Leibesbeschaffenheit verderbliche Veränderungen spürete. Er genießt eines eben so langen Lebens, als andere Thiere, welche nichts von diesen Abwechselungen erfahren. Da er fünf oder sechs Jahre zu seinem Wachsthum braucht, so pflegt er auch siebenmal fünf oder sechs, oder fünf und dreißig bis vierzig Jahre zu leben *). Die Erzählungen

*] Der Verf. des Nouveau Traité de la Venerie sagt p. 141: Ich meines Theils halte dafür, ohne mich deshalb in Untersuchung einzulassen, daß ein Hirsch sein Alter nicht über vierzig Jahre bringen könne. v. Buff. Auch Döbel hat ihm p. 6. mehr nicht, als ein Alter von etlichen und dreißig Jahren zugestanden.

gen vom ausserordentlich langen Leben der Hirsche, gründen sich mehrentheils nur auf ein Vorurtheil des Pöbels, das zu Aristoteles Zeiten herrschte. Doch behauptet selbst Aristoteles schon mit vielem Grunde, *) daß es ihm gar nicht wahrscheinlich vorkomme, weil die Zeit, so wenig des Trächtiggehens, als des Wachsthums beim jungen Kalbe, nichts weniger, als ein so langes Leben anzukündigen scheine.

Dieses Ansehens ohnerachtet, welches schon allein zu Vertilgung dieses Vorurtheils hinlänglich hätte seyn sollen, ward es doch in den Jahrhunderten der Unwissenheit wieder durch eine Geschichte oder Fabel erneuert, welche man von einem Hirsch erzählte, den Karl der VIte im Walde von Senlis gefangen und an ihm ein Halsband mit der Umschrift entdeckt hatte: Cæsar hoc me donavit, hiermit hat mich Cäsar beschenket. Die unüberleg-

*) Man versichert von dem Thiere, daß es ungemein lange leben soll. Aus den Erzählungen läßt sich aber nichts gewisses abnehmen. Auch finde ich das Trächtiggehen und Wachsthum des Kalbes nicht von der Beschaffenheit, als ob sein Leben von langer Dauer seyn könnte. Arist. Hist. Anim. Lib. VI. c. 29.
v. B.

legte Leichtgläubigkeit der damaligen Zeiten trug kein Bedenken, diesem Thiere lieber ein tausendjähriges Leben einzuräumen, und sein Halsband von einem römischen Kaiser herzuleiten, als einzugestehen, daß dieser Hirsch auch wohl aus Deutschland gekommen seyn könnte, wo die Kaiser zu allen Zeiten Cäsares genennet worden. *)

Das Geweihe der Hirsche wird vom zweiten Jahr ihres Alters an bis ins achte, jährlich immer stärker und höher. Während ihres muntern und lebhaften Alters pflegt es immer schön und sich ähnlich zu bleiben, im hohen Alter aber abzunehmen. An unsern Hirschen ist es etwas ungemein Seltenes, auch dann, wenn ihr Geweih in seiner größten Pracht stehet, mehr als zwanzig oder zwei und zwanzig Enden daran wahrzunehmen. Uiberhaupt aber ist nichts veränderlicher, als die Zahl der Enden am Gehörn der Hirsche. Oft hat ein Hirsch eine gewisse Zahl derselben in dem

*) Hr. Döbel hat sich am a. O. die Mühe genommen, die Unmöglichkeit eines so langen Lebens der Hirsche aus hinlänglichen physischen Gründen, die größtentheils aus zuverläßigen Erfahrungen genommen waren, zu erweisen.

M.

dem einen Jahr, im folgenden aber bald mehr, bald weniger, nachdem er mehr oder weniger Nahrung und Ruhe genossen. Auf das Verhältniß dieser beiden Umstände gründet sich eigentlich die Beschaffenheit des Geweihes. Seine Größe pflegt von von der Menge, die andern Eigenschaften aber pflegen von der Beschaffenheit der Nahrungsmittel abzuhängen. In feuchten und fruchtbaren Gegenden wird man allemal Hirsche mit eben so großen, zarten und ziemlich leichten, in trocknen und unfruchtbaren Ländern aber mit eben so kurzen, harten und schweren Geweihen antreffen, als die Gehölze und Waldungen selbst in solchen Gegenden zu seyn pflegen.

Eben so ist auch die Größe und Leibesgestalt der Hirsche nach den Oertern, welche sie bewohnen, unterschieden. In den Ebenen, Thälern und auf den Hügeln, wo häufiges Getreide wächst, haben die Hirsche einen viel stärkern Leib und höhere Läufte, als in trocknen, dürren und steinichten Gebirgen, wo man fast lauter Hirsche mit niedrigem, kurzem und untersetztem Körper antrift. *) Die letztern können es

*] Die eigentlichen Bürg- oder Gebirghirsche, wovon Ridinger in seinem Entw. einiger Thie- re

es zwar den erstern in der Schnelligkeit ihres Laufes nicht gleich thun, sie können es aber länger aushalten, und sind schlimmer, als jene. Ihr Kopf ist länger behaart, ihr Geweihe niedrig und schwärzlich, ohngefähr wie ein im Wachsthum zurückgebliebner, schlecht genährter Baum, dessen Rinde braun geworden. Das Geweih der auf den Ebenen sich aufhaltenden Hirsche hingegen ist hoch, und so hellröthlich von

re III. Th. Tab. 47 ein Stück abgebildet, sind nicht allemal schlechter, als die auf dem platten Lande. Man wird hoffentlich den Hrn. v. Buffon recht verstehen, daß er nur diejenigen meinet, welche sich auf trocknen, dürren und steinichten Gebirgen aufhalten. Denn es giebt in vielen Gegenden sehr fruchtbare Berge, wo die Hirsche, wegen der gesundern und bessern Weide, die sie von den herrlichsten Kräutern und reinen Quellen im Uiberfluß haben, eine vorzüglich in die Augen fallende Größe und Stärke an Leib, Gehörne, Läuften und Schalen bekommen. Dergleichen Bürghirsche sind so sehr des Steigens gewohnt, daß man sie zuweilen sehr hoch in den Gebirgen findet, wo ihre Schalen wegen des harten Bodens ungemein stumpf werden und eine große Fährte bilden. Ohnerachtet sie die Gebirge sehr vorziehen, kommen sie doch zur Brunftzeit herunter in die Ebene, wo sie den Landhirschen zwar an Größe und Stärke, aber nicht an Fertigkeit im Ringen überlegen sind.

M.

von Farbe, wie das Holz und die Rinde solcher Bäume, welche in gutem Boden stehen. Die kleinen untersetzten Hirsche pflegen sich niemals in hohem Gehölze, sondern fast immer in Dickichten aufzuhalten, wo sie den Verfolgungen der Hunde sich leichter entziehen können. Sie haben eine zärtere Feiste und schmackhafteres Wildprett, als die Hirsche der Ebenen.

Der korsikanische Hirsch *), allem Ansehen nach der kleinste unter allen gebirgischen Hirschen, ist nur halb so groß, als die ordentlichen Hirsche, und gleichsam der Zwerg unter diesem Geschlechte. Sein Haar **) ist braun, und seine kurze Läufte tragen einen untersetzten Körper. Daß die Größe sowohl, als die Leibesgestalt der Hirsche sich einzig und allein auf die Beschaffenheit und Menge ihrer Nahrung gründet, davon bin ich völlig dadurch überzeuget worden, daß ich einen bei mir erzogenen vier Jahre lang mit reichlicher Nahrung versorgen ließ, und ihn in diesem Alter viel höher, stärker und fleischiger fand, als die ältesten Hirsche meiner

For-

*] S. Tab. XLV. dieses Bandes.

**] Pelage, heißt eigentlich die Farbe der Haare des Hirsches, Damhirsches und Rehes.

der Corsicanische Hirsch Tab. XLV.

v. Buff. N. d. Vierf. T. III T.

Forste, welche doch sonst eine gute Leibgestalt zu haben pflegen.

Die ordentliche Farbe des Hirsches ist gelblich roth, man findet aber auch ziemlich viel braune und rothe Hirsche *). Die weißen sind wohl die seltensten, und scheinen Hirsche zu seyn, die ehemals, aber schon vor langer Zeit, zu Hausthieren gemacht worden. Aristoteles und Plinius gedenken zwar der weißen Hirsche. Man sieht aber aus ihren Berichten, daß man sie damals eben so, wie jetzo, als eine Seltenheit betrachtet habe **).

*] Die ordentliche Farbe der Hirsche besteht im Rothen, welches aber in dreierlei Abwechslungen erscheinet. Es giebt nämlich 1) gemein rothe, 2] bräunlich rothe, und 3] gelbrothe Hirsche. Um dieser gewöhnlichen Farbe willen pflegt man sie auch Rothhirsche oder Rothwildprett zu nennen. Döbel l. c. p. 3.

**] In Frankreich müssen doch die weißen Hirsche noch seltner, als in unsern Gegenden seyn. Denn ich erinnere mich, in der Potsdammischen und in der Dessauer Heide, mehr als einmal verschiedene Stücke weiße Hirsche sowohl, als Thiere, gesehen zu haben. Hr. Döbel hat ihre Seltenheit, überhaupt genommen, zwar eingestanden, aber doch unterschiedene Beispiele angeführt, wo er sie gesehen, als im kurfürstl. sächsischen Thiergarten bei Koldiz, in der merseburgischen Aue, bei Dobri-

Die Farbe des Geweihes scheinet, wie die Farbe der Haare, besonders auf dem Alter, und auf der Natur des Thieres zu beruhen, und sich überhaupt sehr nach dem Eindrucke der Luft zu richten. Das Gehörn der jungen Hirsche ist weißlichter und weniger gefärbt, als der alten. Die hellroth gefärbte Hirsche tragen oft ein blasses, schlecht gefärbtes Geweihe. Das Gehörn der lebhafter rothen hat gemeiniglich eine rothe, das Geweihe der braunen aber, deren Hals ins schwärzliche fällt, eine schwarze Farbe. Zwar sind inwendig alle Hirschgeweihe von gleich weißlicher Farbe, an Dichtheit aber und an ihrem engern oder weitläuftigern Gewebe zeigt sich bei ihnen

briluk in Niederlausitz, im Würtenbergischen, wo er in dem, bei Ludwigsburg und Asperg befindlichen Thiergarten funfzehn Stück beisammen angetroffen, die theils schneeweiß, theils auch silberfarbig waren, bei Eisenach im Thiergarten u. s. w. Außerdem hat er auch der Einfangung eines Hirsches im Fürstenthum Hohenzollern beigewohnet, welcher zwar größtentheils roth, aber doch mit weißen Flecken geschäckt war. Im Thiergarten bei Blankenburg sah er etliche rothe Hirsche und Thiere mit einer langen weißen Blässe vom Kopf bis auf die Nase, und mit Läuften, die alle viere, von den Schalen bis an die Hälfte ihrer Länge weiß aussahen.

nen ein merklicher Unterschied. Einige haben einen so schwammichten Bau, daß man sogar ziemliche Hölungen darin wahrnehmen kann. Dieser Unterschied selbst im Gewebe giebt schon einen hinlänglichen Grund ab, warum in ihrer Farbe so viel Abwechslung herrschet. Es ist überflüßig, in diesem Fall seine Zuflucht zum Saft in den Bäumen zu nehmen, da man das schönste weiße Elfenbein in der Luft gelb oder braun werden siehet, ob es gleich viel dichter ist, als Hirschgeweihe, auch viel weniger Zwischenräumchen, als dieß, hat.

Es hat allen Anschein, daß der Hirsch mit einem guten Gesicht, vortreflichen Gehör und einem scharfen Geruch begabet sey. Wenn er aufhorchet, hebt er den Kopf empor, spitzet seine Ohren, und so reicht sein Gehör auf eine weite Entfernung. Wenn er aus einem kleinen Dickicht, oder aus einem andern halb verdeckten Orte hervortritt, stehet er erst still, sieht sich nach allen Seiten um, und bemühet sich nachher, dem Wind entgegen zu kommen, um durch den Geruch auszuspüren, ob nicht jemand in der Nähe sey, der ihn beunruhigen könnte.

Er ist von ziemlich einförmiger Gemüthsart, aber doch dabei listig und neugierig. Wenn man ihm pfeift, oder ihm vom weiten zuruft, so bleibt er gleich stehen, und pflegt Wagen, Vieh und Menschen mit einer Art von Verwunderung anzustarren. Haben die letztern kein Gewehr oder Hunde bei sich, so geht er mit gesetztem, abgemeßnem Schritte weiter *), und verfolget seinen Weg ungestört, ohne zu entfliehen. Die Schalmei oder Flöten der Schäfer scheint er mit eben so viel Beruhigung, als Vergnügen anzuhören. Daher bedienen sich die Jäger dieses Mittels bisweilen, um ihn sicher zu machen. Uiberhaupt scheuet er die Menschen weniger, als die Hunde. Sein Mißtrauen und seine List steht in genauem Verhältniß mit den Beunruhigungen, die er zu dulden gehabt. Er äset

sich

*] Marcher ou aller d'assurance, sagt man vom Hirsche, wenn er ganz ruhig und gesetzt seinen Weg verfolget. Wenn ein Hirsch Ruhe, Sicherheit und Weide hat, sagt Ridinger im III. Th. seines Entwurfs einiger Thiere, so läßt er sich in seinem Gange Zeit, ziehet unbesorgt, Fuß vor Fuß daher, besonders wenn er sein vollkommnes Gehörne hat. Ein junger Hirsch ist aber viel flüchtiger. Einen recht vertraulich daher ziehenden Hirsch findet man bei ihm l. c. Tab. 45. schön abgebildet.

M.

sich langsam, trift eine Wahl unter seiner Aesung, und suchet, nach der Sättigung einen Ruheplatz, um gemächlich wiederkäuen zu können. Dieses Wiederkäuen scheint bei ihm nicht so leicht, als beim Rindvieh, von statten zu gehen. Er muß die Nahrung, welche sich in seinem ersten Magen befindet, gleichsam ruck- oder stoßweise heraufbringen, wegen der Länge und besondern Richtung des Weges, den die Aesung nehmen muß. Das Rind hat einen kurzen, geraden, der Hirsch einen langen, gebogenen Hals; es ist also bei demselben mehr Gewalt nöthig, die Nahrung wieder herauf zu bringen. Es geschieht aber doch, vermittelst einer Art von Schlucken, dessen Bewegung von außen sichtbar ist, und so lange fortdauret, als der Hirsch wiederkäuen muß.

Je älter ein Hirsch ist, desto gröber, stärker und zitternder wird seine Stimme. Bei der Hindin ist sie schwächer und kürzer. Diese pflegt auch nicht sowohl aus starkem Gefühl des Vermehrungstriebes, als aus Furcht zu schreien. Der Hirsch hingegen macht bei der Brunft ein entsetzliches Geschrei. Er ist alsdann so außer sich, daß er sich um nichts beunru-

higet, und nichts zu fürchten scheinet *). Man kann ihn also zu solcher Zeit sehr leicht überraschen. Weil er auch um diese Zeit sehr viel Feiste hat, so kann er sich nicht lange gegen die Hunde halten. So bald es aber mit ihm auf die Neige geht, wird er den Hunden sehr gefährlich, weil er sich ihnen mit einer Art von Wuth widersetzet **).

Im Winter pflegt ein Hirsch gar nicht zu trinken, am wenigsten aber im Frühlinge. Die zarte, mit reinem Thau benetzte Kräuter sind schon genug, ihn zu befriedigen. In heißen und sehr trocknen Sommertagen aber trinkt er aus Bächen, Sümpfen und Quellen. Zur Brunftzeit ist er dermaßen erhitzt, daß er allenthalben dem

*) Einen schreienden Brunfthirsch findet man im Ridinger l, c. Tab. 50.

**) Wird ein Hirsch auf der Parforcejagd bis zu der äußersten Ermüdung gebracht, daß er nicht mehr fortkommen kann, so begiebt er sich, um den Rücken frei zu haben, an eine Hecke, an einen alten Baum oder Graben, stellet sich zur Wehre, hält sein Gehörn ganz nahe zur Erde, brüllet für Zorn und wendet alles an, sich zu erhalten. In dieser Stellung findet man ihn beim Ridinger l. c. Tab. 53.

M.

dem Wasser nachgehet, nicht blos um seinen brennenden Durst zu löschen, sondern auch durch öfteres Baden, seinen erhitzten Körper abzukühlen *). Er ist ein vollkommner Schwimmer. Zu keiner Zeit wird ihm dieses leichter, als zur Brunftzeit, weil alsdann seine Feiste leichter ist, als das Wasser, das vorhero den Raum einnahm, welchen sie ausfüllete. Man hat schon Hirsche über sehr große Flüße setzen sehen. Man behauptet sogar, sie könnten durch die Witterung der Hindinnen gereizt werden, zur Zeit ihrer Brunft sich ins Meer zu stürzen, und von einer Insel zur andern, wenn sie auch viele Meilen weit aus einander liegen, zu schwimmen. Springen können sie noch besser, als schwimmen. Einem verfolgten Hirsch ist es etwas leichtes, über eine Hecke, sogar über sechs Fuß hohe Planken zu setzen **).

*] Wenn die Brunft einige Zeit gedauert hat, und ein Hirsch von Hitze und Mangel des Wildes geplagt ist, suchet er sich in Morästen und Pfützen abzukühlen, leget sich völlig hinein, brüllet und scharret mit den Läuften, daß er von Morast ganz wild aussiehet. In dieser Stellung zeiget ihn Ridinger l. c. Tab. 51.
M.

**) Ein erschreckter, gesprengter oder in Furcht und Flucht gebrachter Hirsch, thut, mit allen zu-

Ihre Nahrung ist nach den abwechselnden Jahreszeiten unterschieden. Im Herbste, nach der Brunftzeit, suchen sie die Knospen grüner Büsche, die Blüthen der Hecken und Blätter des Gesträuches. Im Winter, wenn Schnee gefallen ist, nähren sie sich von den abgeschälten Rinden der Bäume, von Moos u. s. w. Bei gelinder Witterung besuchen sie die Saaten. Im angehenden Frühjahr halten sie sich zu den Kätzchen der Aespen, der Sumpfweiden und Haselsträucher, an die Blumen und Knospen des Kornelbaumes u. s. w. Im Sommer haben sie freie Wahl. Sie pflegen aber den Rocken allem andern Getreide und den Faulbaum oder dessen Sprossen allen andern Holzarten vorzuziehen.

Das

zusammen genommenen Kräften, außerordentliche Sätze. Findet er irgendwo in seinem Lauf ein Hinderniß und getrauet sich, überzusetzen, so ist er gleich entschlossen, thut einen Satz, strecket, um sich mit dem Gehörn Platz zu machen, den Kopf voraus, ziehet hingegen die Vorderläufte ganz an sich, wie ein Pferd im Kapriolen. Daher es falsch ist, wenn er im Uibersetzen mit ausgestreckten Läuften abgebildet wird. Die wahreste Stellung eines übersliegenden Hirsches, findet man im Ridinger l. c. Tab. 48, und eines flüchtigen, mit zurückgebogenem Kopf, ebendaselbst Tab. 52.

Das Wildprett des Kalbes ist sehr gut, von der Hindin und vom Spießer ist es nicht ganz übel zu essen; das Hirschwildprett aber pflegt allemal einen sehr starken, widrigen Geschmack zu haben. Das Nutzbarste an diesem Thiere sind seine Haut und Geweihe. Die zugerichtete Haut giebt ein sehr gelindes und dauerhaftes Leder. Das Geweihe wird von Messerschmieden, Schwertfegern u. s. w. gebrauchet. Man ziehet auch, mit Hilfe der Chymie flüchtige laugenartige oder alkalische Geister heraus, deren man sich in der Arzneiwissenschaft häufig bedienet *)

*) Hr. v. Buffon, sagt Hr. Professor Kästner, glaubet gewiß von den Arzneikräften gar nichts, welche man allen Theilen des Hirsches hat zuschreiben wollen; wie man denn in der kurfürstl. dresdnischen Naturaliensammlung einen Hirsch mit einer ganzen Apotheke sehen kann, wozu alle Materialien vom Hirsche selbst genommen worden. Indessen will ich in einem besondern Anhang das Nöthigste von der Nutzbarkeit eines Hirsches und fast aller seiner Theile anführen.

I. Anhang.

Von einigen in den königl. preußischen und andern Landen entdeckten merkwürdigen Hirschen.

Was ich oben in einer Anmerkung versprochen, soll in diesem Anhange geliefert werden. Ich erwähnte daselbst eines merkwürdigen Hirsches mit 66 Enden, den ich auch auf der 42ten Kupferplatte nach einem sehr guten Original abzeichnen lassen, und liefere hier sowohl von diesem, als von andern besondern Thieren dieser Art eine kurze Nachricht.

Der edle Hirsch mit 66 Enden ist in dem sogenannten Kartheuser = oder Jakobsdorfischen, zum Amte Fürstenwalde gehörigen Forst, im Jahr 1696, vom damaligen Heidereiter, Andreas Siebenbürger, eine Zeitlang beobachtet, hernach aber, da des hochseligen Königs Majestät Ihre Herbstlust

Edler Hirsch mit 66 Enden. Tab. XLII.

v. Büff. N. d. Vierf. T. III T.

lust in dieser Gegend genommen, am 18ten September von Sr. Majestät mit eigner Hand gefället worden. Sein prächtiger Anstand ist aus dem Kupfer am deutlichsten zu sehen. Man hat sowohl vom ganzen Hirsch, als von seinem vielendigen Geweih insbesondere, sehr viel Abbildungen und Kupferstiche, damals zum Theil auf königl. Befehl, nach dem Leben gezeichnet. An der Stelle, wo das Thier gefället worden, ist ein 12 bis 14 Fuß hohes, aus Werkstücken bestehendes Denkmal aufgerichtet, auf dessen einen Seite der Kopf und Geweihe, auf der andern aber die nöthige Nachrichten eingehauen und mit goldnen Buchstaben verewiget worden sind. Er hat fünf Zentner und 35 Pfund gewogen, ob er gleich schon drei Wochen in der Brunft gewesen *).

Der fürstlich anhaltische Rath Kalenus hat bei dieser Gelegenheit angemerket, daß Herzog Wilhelm zu Baiern unter seinen vornehmsten Stücken ein Geweihe von 42 Enden gehabt und solches der Königin Maria in Ungarn geschenket.

Auch

*] Die Aufschriften findet man in Beckmanns histor. Beschreibung der Chur und Mark Brandenburg. p. 775.

Auch daß ein Herzog in Pommern in der Heide bei Tanne, eine Meile von Golnau, einen Hirsch von 34 Enden gefället, und zu dessen Andenken daselbst eine steinerne Tafel aufrichten lassen; imgleichen, daß auf dem Saale des sogenannten Junkerhofes zu Danzig ein Geweihe von 32 Enden vorhanden gewesen, das man für 500 Rthlr nicht ablassen wollen *).

Wie bei allen Gelegenheiten oder merkwürdigen, seltnen Vorfällen, Fabeln mit eingemischet zu werden pflegen, so scheint auch dieses bei Entdeckung vielendiger Hirsche nicht unterblieben zu seyn; denn man meldet, wie Hr. Beckmann l. c. anführet, von Lippenike, daß etwan im Jahr 1712 im See daselbst ein angeschoßner Hirsch von 166 Enden todt gefunden worden. Das Geweih habe der dermalige Oberforstmeister von Mühlenheim dem Könige nach Berlin geschicket.

Außer diesem beschreibt man aber noch einige andere Thiere, welche theils ihrer Größe, theils ihrer Zeichnung wegen Aufmerksamkeit verdienen.

So

*] Cf. Jonst. Quadr. p. 87. Zelleri Itinerar. germ. c. 31. S. 405. und c. 7. n. 6. S. 308.

So hat man z. B. im Jahr 1705 in der spandauischen Stadtheide einen Hirsch angetroffen und gefangen, der ganz tiegricht gewesen, auf dem Rücken einen großen weißen Fleck, gleich einem englischen Sattel, um die Augäpfel einen rothen Ring, und Schalen, so roth als Korallen, gehabt. Er ist, um seiner Seltenheit willen, gleich nach dem Leben gemalet, und war damals nicht allein auf dem königlichen Schloße, sondern auch unter Sr. Exzell. des geh. Etatsraths und Oberjägermeisters Hrn. Graf von Schlieben Schildereien, auch bei andern Jagbedienten zu sehen. Hiermit könnten auch die Hirsche mit einem breiten weißen Strich über die Vorderläufte und Zimmer, die man vormals in der Altmark gefunden, imgleichen der Hirsch aus der drewitzischen Heide von 1718 verglichen werden, der vom Nacken an über den ganzen Rücken, bis über die Keulen einen handbreiten, und vom Rücken rechter Hand, bis unter den Bauch, einen Fuß breiten Streif gehabt.

In der drewitzischen Heide hat man 1711 einen Hirsch gesehen, welchem die untersten Enden bis vors Maul herunter gegangen, und ihm in der Aesung sehr hinderlich gewesen, daher auch dieser Hirsch

bei der Aesung den Kopf immer schief halten müssen.

Im Jahr 1704 hat sich, nach der Brunftzeit, eben daselbst ein Hirsch sehen und nahe antreten lassen, dessen Stangen oben in der Krone rund und hol, wie ein ordentlicher Napf gewesen und wenigstens ein Quart Wasser gehalten. Im Jahr 1711 fand sich in eben diesem Forste, nach der Brunftzeit, ein Hirsch, dessen zwo Stangen etwan einer viertel Elle lang, aber 4 Fäuste dick und ohne Enden waren. Nachdem er diese Stangen abgeworfen, hat man sie hol befunden.

Zu Karzig in der Neumark hat ein Hirsch drei Stangen, zwo auf der rechten Seite mit zwölf Enden, und eine auf der linken, mit vier Enden, getragen. Er ist von Sr. Majestät Friedrich dem Ersten hernach erleget worden. Nicht weit von der Saatzwiese, hat vor langen Jahren der Fürst von Anhalt, Johann Georg, einen solchen Hirsch von vier Stangen erleget, welcher auf einer Tafel abgemalet und daselbst aufgesetzet worden. Sonst stand auch in der drewitzischen Heide noch eine Tafel, mit einem Hirsch von 24 Enden, dessen Stangen 2 Fuß dicke gewesen, und welchen eine Kurfürstin, vermuthlich Dorothea, erleget hatte.

Zum Beschlusse muß ich noch des großen Hirsches gedenken, welchen Se. königl. Majestät, Friedrich Wilhelm, glorwürdigen Andenkens, in dem potsdamischen Thiergarten geheget. Er wurde seiner ansehnlichen Größe wegen, der große Hans genennet, und hatte an dem zuerst in der Gefangenschaft abgeworfenen Geweihe vier und zwanzig Enden. Wie denn überhaupt vor 1740 die Hirsche mit 20 bis 26 Enden gar nichts Ungewöhnliches waren *).

*] Wem daran gelegen ist, alle Kunstwörter, sowohl der deutschen als französischen Jäger, vom Hirsche selbst und von der Jagd eines Hirsches zu lesen, der findet selbige in Döbels Jägerpraktik S. 96 rc. ziemlich vollständig beisammen.

II. Anhang
zum IXten Artikel vom Hirsche, nach Herrn von Daubenton.

In den vorigen Theilen haben wir drei Arten wiederkäuender Thiere, das Rind, den Widder und den Bock beschrieben, die einander in den vornehmsten Merkmalen ähnlich sind und nur in Mannigfaltigkeiten unterscheiden, deren gröster Theil daher rühret, daß es Hausthiere sind. Die von uns angestellte Vergleichung dieser Thiere unter einander, wird uns in den Stand setzen, drei andere wiederkäuende Thiere, den Hirsch, den Damhirsch und das Reh besser zu kennen. Diese drei Thiere haben auch mehr Aehnliches, als Verschiedenes unter sich, sind aber von den drei ersten sowohl durch ihre Gestalt, als durch ihre Wildheit, so merklich unterschieden, daß wir dadurch eine genauere und allgemeinere Kenntniß dieser sechserlei Thiere erhalten.

Der Hirsch ist nicht so weit vom Rind, als vom Widder und Bock, in Ansehung der Leibesgröße, Gestalt der Schnauze, der Länge und Farbe der Haare, unterschieden. Wenn man aber die leichte Gestalt des Hirsches mit dem schwerfälligen Ansehen des Rindes vergleicht, so wird man in der innern Beschaffenheit beider Thiere wesentliche Unterschiede erwarten. Sobald man die äußern und innern Theile des Hirsches genauer untersuchet, so entdecket man, daß dieses Thier, welches mit so vieler Geschwindigkeit durch die dicksten Wälder dringet, so schnell durch die Ebenen setzet, mit so viel Stärke und Leichtigkeit springet, in seiner Bildung dem dicksten langsamsten und schwerfälligsten Ochsen dennoch ähnlich ist. In ihren Eingeweiden zeiget sich kein Unterschied, als daß dem Hirsch die Gallenblase fehlet, auch Nieren, Milz und Eichel eine andere Gestalt haben und sein Schwanz kürzer ist. Sonst hat ein Hirsch eben so viel Knochen, als das Rind, blos etwas gestreckter und dünner sind sie am Hirsche. Am obern Kinnbacken hat er zween Haken, die sich nicht beim Ochsen finden. Sein dichtes Gehörn ist ästig, die Ochsenhörner sind hol und sonder Aeste.

Da nun das Hirschgeweihe dicht ist, und innwendig keine Hölung hat, wie die Hörner des Ochsen, so haben die beiden knochichte Verlängerungen auf dem Stirnknochen des Hirsches eine andere Gestalt, als bei dem Rinde. Sie dringen nicht in das Innere des Geweihes. Wenn das Kalb ohngefähr 6 Monate alt ist, fangen sie an, unter der Gestalt zweier Hügelchen sich zu zeigen, die man Buckeln *) nennet. Das Kalb heißt alsdann ein Schmalthier **). Die Buckeln wachsen, verlängern sich in cylindrischer Form, und werden dann Muscheln ***) genennet. Sie endigen sich oben in eine hole Fläche, worauf der untere Theil des Geweihes ruhet. Von dessen Beschaffenheit in unterschiedenen Altern ist schon oben geredet worden. Der untere Theil jeder Stange hat einen Rand, welcher einen Ring machet, der die Rose ****) heißet. Dieser Rand ist voller Hügelchen, welche

*) Bosses. Bossettes.

**) Hére.

***) Couronnes.

****) La Meule.

welche man Steine *), auf den Stangen aber **) und auf dem untern Theile der Enden, befinden sich andere kleine Hügelchen, die man Perlen ***) nennet. An einigen Orten sind sie mit Furchen von einander getrennet, welche längs der Stangen und Enden gehen und Ritzen ****) genennet werden.

Die untere Seite jeder Stange des Hirsches ist konvex und voll kleiner Düpfelchen, die sehr dichte beisammen stehen und kleine Hölungen zwischen sich lassen. Die obere Seite der Verlängerungen des Stirnknochens hat auch Spitzen und Hölungen. Die Spitzen greifen wechselsweise von beiden Seiten in die gehörigen Hölungen ein, so daß das Geweih am Knochen durch eine Art Vergliederung fest sitzet, welche man in der Anatomie eine Nath a) nen-

*) Pierrures.

**) Mérain, welches Wort beide Stangen zugleich anzeiget.

***) Perlures.

****) Gouttieres.

a) Sutura.

nennet. Wenn man zu der Zeit, wo das Geweihe wieder wächset, mitten durch selbiges und durch die Verlängerung des Stirnknochens nach der Länge schneidet, so kann man die Zähne dieser Nath sehr deutlich erkennen. Bei vollkommen ausgewachsenen und auf einen gewissen Grad verhärteten Geweihen aber, pflegt sich in dergleichen senkrecht angestellten Schnitten keine Spur mehr von dieser Nath zu zeigen. Man bemerket keine Fuge daselbst und es scheinen Knochen und Geweihe gleichsam nur ein Stück auszumachen, wenn man sie blos nach ihrer Glätte und Härte beurtheilet. Bei aller angewendeten Bemühung, solch ein Geweih abzusondern, wird man es ehe zerbrechen, als an dem Orte, wo die Fuge verwachsen ist, vom Knochen trennen. Dennoch muß das Geweihe zu der Zeit, wenn ein Hirsch abwirft, sich von selbst ablösen und von neuem diese Fuge gemacht werden.

Wenn das Geweih abgefallen ist, bleibt die obere Fläche der Verlängerungen des Stirnknochens entblößet. Bald aber verlängern sich die Oberhaut und Bedeckungen, die um jede der Muscheln herum gehen. Ihre Ränder vereinigen sich auf der Oberfläche und bilden auf derselben eine weiche Masse, die viel Blut enthält und

mit

mit kurzen Haaren, ohngefähr von eben der Farbe, wie auf dem Kopfe des Thieres, bedecket wird. Diese Masse verlängert sich aufwärts, wie der Sprößling eines Baumes, wird eigentlich die Stange des Geweihes und treibt, je länger sie wird, immer mehr Seitenäste oder Enden.

Das neue Gehörne *) ist am Anfange seines Wachsthums weich, die Gegenwirkung gegen die Muscheln bildet hernach die Rosen durch den Theil der Materie, welcher um das untere Aeußerste jeder Stange übertritt. Der Bast am Geweih ist eigentlich eine Verlängerung der Bedeckungen des Kopfes. Diese rauhe Haut enthält Blutgefäße, welche den Wachsthum des Geweihes befördern, sich längs der Stangen und Zacken hin erstrecken und sich in Aeste theilen. Die Stämme und vornehmste Aeste dieser Gefäße machen daselbst Vertiefungen, die wie Furchen in die Länge gehen und auf dem Geweihe die erwähnte Ritzen bilden. Die kleinern Aeste und aus ihnen abgehende Zweige machen andere kleinere Furchen, zwischen denen auf der Oberfläche des Geweihes die Hü-

*) Refait.

gelchen bleiben, die man Steine und Perlen zu nennen pfleget. Diese Hügelchen sind also desto breiter und höher, je grösser und je entfernter von einander die Gefäße waren, zwischen denen sie sich befanden. An den äussersten Theilen der Stangen und Enden sind alle Zweige der Gefäße so klein, daß es daselbst keine Perlen giebt. Sie würden hier auch nur unmerklich klein und beim geringsten Reiben zerstöret seyn.

Das Wesen oder die Substanz der neuen Geweihe verhärtet sich von unten, indem der obere Theil sich noch weich aufgeschwollen zeiget. Bei vollendetem Wachsthum wird aber das Aeußerste hart und alsdann ist es vollkommen gebildet, obgleich noch nicht so hart, als es in der Folge zu werden pfleget. Der Bast verhärtet sich zu einem Leder, vertrocknet in kurzem und sondert sich in Stückchen *) ab, deren Abwurf der Hirsch durchs Streichen oder Fegen beschleunigt.

Unter dem Vorderwinkel jeden Auges befindet sich bei dem Hirsch eine Hölung, tiefer als ein Zoll. Sie öfnet sich auswärts

*) Lambeaux.

wärts durch eine Spalte, die an der Seite des Auges, ohngefähr zwo Linien breit und einen Zoll lang, erscheinet. Sie gehet gerade nach der Seite der Zusammenfügung der Lippen. Die ganze Hölung ist gemeiniglich einen Zoll lang und etwan acht Linien breit. Die Haut, welche sie von innen überziehet, ist in der Tiefe gefaltet und sehr dünne. Sie enthält einen schwarzen Bodensatz von zartem, fettem und leichtem Wesen. Diese Vertiefungen heißen Thränenhölen *), der Bodensatz in denselben Hirschthränen oder Hirschbezoar. Die erste Benennung ist ohnstreitig die schicklichste, weil die aus dem Auge tretende Thränen vielleicht in eine kleine Rinne fallen, welche sich bis an den Rand der Höle vom Winkel des Auges erstrecket, wo sie ausdunsten und einen Bodensatz zurück lassen könnten, oder vielmehr mag die aus den Wänden der Hölung schwitzende Feuchtigkeit in dieser Höle bleiben und hier eine Materie von eben der Natur machen, wie das Ohrenschmalz. Ob wohl diese Hölen sich bei allen Hirschen und Hindinnen wahrnehmen lassen, so sind sie

*) Larmiers.

doch mit einer solchen Materie nicht allezeit erfüllet. Oft ist sie nur in kleiner Menge, und in sehr weicher Substanz, vorhanden.

Auf jeder Seite des Stirnblattes *) hat jeder Hirsch, bei gedachter Spalte, das Haar in einem Schopfe stehen, wie man es auf der Stirn des Pferdes findet. Auf der äußern Seite des obern Theils der Röhre siehet man an den Hinterfüssen einen kleinen Busch Haare, den man die Bürste **) genannt hat, weil dieses Haar dichter und ein wenig länger ist, als auf dem übrigen Theil der Röhre.

Das Hirschkalb (S. XLIVte Tafel) hat, wie der Frischling, bei seiner Geburt und selbst in Mutterleibe schon, eine Liberei, die es im Alter von etwa neun Monaten verlieret. Hr. Daubenton fand ein solch frisch gesetztes Hirschkalb, das ihm gegen das Ende des Aprils gebracht wurde, zwölf Pfund schwer, und vom Ende des Maules bis an den Hintern, gerade zu gemessen, zween Fuß, 1 Zoll lang, einen Fuß drei Zoll dick, vorn einen Fuß und sieben Zoll hoch.

Die=

*) Chanfrein.

**) Brosse.

das Hirschkalb. Tab. XLIV.

v. Büff. N. d. Vierf. T. III T.

Dieses Hirschkalb hatte einen schwarzen Streifen, der sich von dem Gelenke, wo sich die Vorderfüsse am Halse bewegen *), bis an die Mitte des Rückens erstreckte, und sich zwischen zween schwarzen Streifen befand, wovon jeder drei Linien breit war. Der hintere Theil des Halses, die Schulter, die Seiten des Körpers, die Lenden, die Weichen, das Vordertheil des Kreuzes, die Hüften und der obere Theil des Schenkels waren mit weißen Flecken auf einem falb und braun untermengten Grunde, besäet. Der untere Kinnbacken, der vordere Theil des Halses, die Achseln, der Bauch, die innere Seite der Schenkel und der obere Theil der Füsse waren weißlicht. Der Schwanz und die Gegend um denselben hatten ein falbes Ansehen.

Wenn der Hirsch diese Liberei bald ändern will, bekommen die vorher weiße Streifen und Flecken ein helles Falb, wodurch man sie noch einige Zeit von dem sie umgebenden dunkler falben Grund unterscheidet, bald hernach aber pflegen sie gänzlich zu verschwinden.

Die

*) Garrot.

Die Farben der Hirsche und Hindinnen ändern sich in verschiedenen Altern. Sie werden desto dunkler, je mehr diese Thiere an Jahren zunehmen. Nach dem Du Fouilloux *), giebt es Hirsche von dreierlei Arten von Haaren **); braune, falbe und rothe. Nach seiner Aussage findet man große braune Hirsche und kleinere von eben dem Alter. Der Leib der ersten ist in der Länge gedehnet, ihr Geweihe sehr wohl gewachsen und roth, sie pflegen es auch sehr hoch zu tragen, und lange zu laufen. Die kleine braune Hirsche sind kurz und untersetzt; sie tragen ihr Geweihe niedrig und offen. Es ist schwarz, schön und wohl mit Enden besetzet, wenn diese Thiere gute Nahrung gehabt haben, und alt geworden sind. Sie laufen aber nie so lange, als die großen braunen Hirsche. Die hellfalben haben lange nicht so viel Kraft und Muth, ein hohes, weißes Geweihe von dünnen Stangen, mit schwachen, in die Länge gezognen Enden. Ist aber an ihnen das Falbe lebhaft, so findet sich auf dem Rückgrad ein brauner Streif, der

Kör=

*) S. dessen Vénerie c. XX.

**) Pélages.

Körper ist schmächtig und in die Länge gezogen, das Geweihe hoch, stark und voller Perlen, auch die Hirsche selbst haben viel Muth und Stärke. Die lebhaft rothhaarigen sind mehrentheils jung und muthig.

Das Stirnblatt des Hirsches ist lang und dicke. Die Augen stehen weit von einander, und das Ende der Schnauze hat, nach dem Maße des Kopfes, eine beträchtliche Breite. Diese Züge würden ihm kein lebhaftes Ansehen geben, wenn sie nicht besonders durch die Stellung der Ohren erhoben würden, die fast gerade stehen. Ihre Länge benimmt gewissermaßen dem Stirnblatt etwas von seinem lang gedehnten Ansehen, das Gehörn aber, die Höhe und symmetrische Krümmung jeder Stange, die Breite der Kronen, die Menge der Enden, gehören unter die vorzüglichsten Zierrathen des Hirsches. Der über sich hingewandte Hirschhals, den man bei den Pferden als einen Fehler ansiehet, ist bei diesem eine schöne Stellung, welche ihm ein trotziges Ansehen ertheilet. Je höher er den Kopf träget, destomehr neiget sein Geweihe sich hinterwärts, destomehr zieret es die Stirn des Hirsches, ohne den Schein einer Überladung derselben zu geben. Sobald aber der Hirsch den Kopf neiget, und seine Geweihe

he

he vorwärts senket, hat er ein gefährliches Gewehr, dessen er sich im Nothfall bedienen kann, und wirklich mit vielem Nachdruck bedienet.

Die Höhe der Füße stimmet mit der Länge seines Halses und Geweihes überein. Die Größe des Kopfes und Halses zeigt ein gutes Verhältniß zum Körper. Die leichte Gestalt seines Leibes ist eine sichre Ankündigung seiner Schnelligkeit im Laufen. Die hagern und sehnenreichen Füße, die Stärke, die er im Springen, wenn er gejaget wird, beweiset, und sein dicker Hals, sind eine sehr kräftige Unterstützung für die Stöße mit seinen Enden, womit er, besonders zur Brunftzeit alles, was ihm widerstehet, zu überwältigen suchet.

III. Anhang.

Vom Nutzen und Gebrauch des Hirsches und seiner einzelnen Theile.

Außer dem Vergnügen, das der Hirsch großen Herren bei der Jagd, und leckern Zungen bei der Tafel gewähret, hat er sich den Menschen fast nach allen seinen einzelnen Theilen, die man theils in der Oekonomie, theils in der Arzneiwissenschaft, sehr wohl anzuwenden gewußt, höchst nutzbar gemacht.

In der Handlung braucht man von demselben 1) die Hirschhäute *) entweder ganz roh, wie sie dem Hirsch abgestreifet worden, oder zubereitet, wie sie von den Handwerkern, entweder zu ihrem eigenen Gebrauche, oder zum Behuf anderer zugerichtet sind. Sie bekommen aber ihre Zurichtung entweder, obwohl nur selten, von den Kürsch-

*) Peaux ou Napes de Cerf.

Kürschnern, welche damit eben so, wie mit anderm Pelzwerk umgehen, und sie besonders zu Muffen verarbeiten, oder von den Lohgerbern, die solche, wie das Kalbleder, zurichten; oder auch von den Weißgerbern, welche sie zu sämischem oder weissem Leder verarbeiten, von welchen sie hernach an die Beutler und Handschuhmacher verkauft werden, die aus ihnen Kollets, Beinkleider, Handschuhe, Degengehänge u. a. dergleichen Dinge verfertigen. Sie werden auch gern zu Stiefeln verbrauchet. Ein solches Hirschleder ist sehr bequem und dauerhaft zu tragen. In der Handlung pflegt man die Häute von den Dammhirschen vorzüglich zu achten.

2) Das Hirschhaar *), welches von den Rehhäuten beim Gahrmachen durch den Gerber abgestossen, und von den Tapezierern, Täschnern, Sattlern und Haardeckenmachern vortheilhaft angewendet wird.

3) Das Hirschhorn **), oder das jährlich abgeworfene Gewcihe, das man in den Wäldern zusammensuchet und verkaufet. Es wird entweder zum Zierrathe ganz gelas-

*] Bourre de Cerf.

**) Corne ou Bois de Cerf.

lassen, oder in kleine Stücken zerschnitten, auch zu dünnen Spänen geraspelt oder geschabet, und sodann geraspelt Hirschhorn *) und von einigen damit handelnden Droguisten Hirschhornsamen **) genennet.

Das Hirschhorn brauchen

a) Die Lang- und Kurzmesserschmiede, Hirschfängergriffe, Messerschalen u. s. w. daraus zu machen, wozu sie aber das Hirschhorn in ganzen Stücken haben müssen.

b) Die Köche zu ihren Gallerten, wozu sie nur das geraspelte Hirschhorn gebrauchen.

c) Die Aerzte und Apotheker, um daraus allerhand abgekochte Tränke und Aufgüße, das gebrannte (Cornu cervi ustum.) und zubereitete (Cornu cervi præparatum) das philosophisch kalzinirte Hirschhorn, (Cornu cervi philosophicè præparatum.) das Hirschhorn Magisterium, (Magisterium de cornu cervi.) die Hirschhorngaller-

*] Cornu Cervi raspatum. Rasura Cornu Cervi. Fr. Raclure ou Rapure de corne de Cerf.
**) Graine de Corne de Cerf.

lerte, (Gelatina cornu cervi.) den Hirschhorngeist, (Spiritus cornu cervi.) den mit Bernstein gemischten Hirschhornliquor, (Liquor C. C. succinatus.) das Hirschhornöl, (Oleum de C. C.) das flüchtige Hirschhornsalz, (Sal volatile C. C.) aus dem Uiberbleibsel (caput mortuum) dieser Zubereitungen aber das Hirschhornschwarz, (Noir de cerf.) welches letzte so gut, als das Elfenbeinschwarz ist, und von den Malern eben so gebrauchet, ferner die Hirschhornsülze, welche in bösen hitzigen Fiebern zu Stärkung des Herzens, oder vielmehr zur gelinden Abkühlung und Anfeuchtnng empfohlen wird, *) und endlich ein Hirschhornsälbchen, (Unguentum de C. C.) ꝛc. daraus zu verfertigen, von deren Gebrauch die alten Aerzte sehr viel Rühmens machten.

4) Die Hirschkolben (Cornichons, Tête ou cruë de cerf.) oder das junge, noch ganz weiche, mit Bast überzogene Gehörn eines frisch aufsetzenden Hirsches, wor-

*) D. Merkleins Thierreich p. 79.

woraus in den Apotheken hauptsächlich ein Wasser abgezogen wird, das man Hirschhorn- oder Hirschkolbenwasser (Aqua de typhis C. C. Eau de tête ou de crue de cerf.) und eine vortrefliche Herzstärkung nennet.

5) Die Hirschthränen oder Hirschzähren, (Lacrymæ cervinæ, Moschus ex oculis cervi. Larmes de Cerf.) wovon bereits oben S. 121 geredet worden. Sie finden sich hauptsächlich bei den alten Hirschen, sind anfänglich so weich, als ein Harz oder Wachs, erhalten aber allmählig die Härte des Holzes, und endlich der Steine. Erst haben sie einen widrigen Geruch, den sie aber mit der Zeit verlieren, und wohlriechend werden. An Gestalt sind sie rund, glatt und glänzend, gelblichbraun, und mit schwarzen Aederchen überzogen. Wenn diese Masse nun so groß geworden, daß der Hirsch dadurch am Gesichte gehindert wird, so bemüht er sich, irgendwo an Bäumen oder Sträuchern sie abzureiben, da sie dann die Jäger finden, und oft sehr theuer verkaufen, weil einige diesen Hirschthränen eine besondre

bezoardische Tugend zuschreiben *) Es pflegt aber mit selbigen viel Betrug vorzugehen.

6) Der Hirschsprung (Talus Cervi.) oder das Bein aus den Hinterläuften des Hirsches, welches die alten Aerzte, zuverläßig ohne Wirkung, wider die Ruhr gebrauchten.

7) Die Hirschklauen, (Ungulæ Cervi.) Man bediente sich in den Zeiten der Unwissenheit ihrer, wie der Elennsklauen, und ließ oft sogar wider die Krämpfe Ringe daraus drechseln.

8) Das Hirschblut (Sanguis Cervi.) S. Merklein l. c. p. 81 wider die Ruhr, und sogar wider das Gift. Der aus demselben bereitete antipodagrische Balsam war ehemals in sehr großem Rufe.

9) Das Hirschherz, woraus vormals in den Apotheken ein Wasser (Aqua de corde cervi.) abgezogen wurde, das man als eine besondere Herzstärkung, ohnstreitig weil es von einem Herz bereitet war, anrühmte.

10) Das Hirschbein oder Hirschkreuz, (Os de corde cervi. Os du coeur de Cerf.) Dieses ist eine natürliche Verhär-

*) S. Merklein l. c. p. 79. 80.

härtung der Pulsadern am Grunde des Herzens, woraus mit der Zeit ein kreuzförmiges oder dreieckiges Beinchen wird, und welches also nur bei ganz alten Hirschen sich antreffen läßt. Bei jüngern ist es nur ein ungestalteter Knorpel. Von dem Beinchen aus dem Herzen des Ochsen, unterscheidet man es durch die mindere Größe, und mehr dreieckichte Figur. Die Vortheile, die man in der alten Arzneikunst von selbigem, zur billigen Bewunderung der jetzigen Aerzte davon erwartete, hat Merklein l. c. p. 80. 81. angegeben.

11) Die Hirschsteine, Hirschbezoar, Hirschkugeln, (Calculi cervini. Bezoar cervinum. Pierre de Cerf.) welche sich bisweilen in dem Herzen, Magen oder Gedärme des Hirsches befinden. Sie stellen schalichte Steine, gleich dem Bezoar, von gelblichter Farbe vor, und werden zu eben der Absicht angewendet, wie die Bezoarsteine. Besonders hielten die abergläubischen Alten denjenigen Stein, welcher aus der Gebährmutter einer Hirschkuhe genommen worden, für ein ganz geheimes Präservativ, wodurch schwangern Frauen außerordentliche Vortheile versprochen wurden.

12) Die Hirschblase (Vesica cervina Vessie de Cerf. ward als ein besondres Mittel wider die Krätze und den Grind gerühmet. So ward auch

13) Den Hirschgeilen, (Testiculi cervini.)

14) Der Hirschruthe oder dem Hirschziemen (Priapus cervi. fr. Nerf ou Priape de Cerf.) eine besondre Wirkung zugeschrieben. Aus den in Stücken zerschlagnen großen Beinen des Hirsches wird

15) Das Hirschmark (Medulla cervi. Moëlle de Cerf.) gezogen, welches man kochen läßt, hierauf zu runden Broden machet, und ebenfalls in der Arznei gebrauchet. Merkl. l. c. p. 82.

16) Das Hirschunschlitt, (Sevum Cervinum. Suif de Cerf.) welches man in der Arznei vielfältig unter Salben und Pflastern, zu Erweichung allerlei Beulen und Geschwulste, auch beim Frost an Händen und Füßen anwendet, wovon auch in den Apotheken ein destillirtes, stark erweichendes und linderndes Oel aufbehalten wird.

In unsern Zeiten, wo es nicht an abwechselnden, wirksamern, und vernünftiger gewählten, auch besser geprüften Arzneimitteln fehlet, ist man freilich nicht mehr

ge-

gewohnt, so weitläuftigen, zum Theil auch so lächerlichen Gebrauch von allen Theilen des Hirsches zu machen; indessen wird seine Haut, sein Wildprett, sein Geweih, oder die daraus gemachte Zubereitungen, und sein Talg immer den Menschen schätzbar und nützlich bleiben.

X.

Der Damhirsch. *)

Tab. XLVI. XLVII.

Unter allen Thieren kömmt ohnstreitig der Damhirsch dem eigentlichen Hirsch am nächsten. Aller Gleichheit ohnerachtet, pflegen doch diese Thiere nicht mit einander zu gehen, sondern sich vielmehr zu fliehen, und nie mit einander zu vermischen. Es

*] Der Damhisch, Dannhirsch, Dännhirsch. Tannhirsch; Tannbock; die Hirschkuh heißet hier Tannwildprett, Tanngeis, das Kalb, Tannküzle, Thannwildskalb. S. v. Heppe l. c. p. 293 und Döbel l. c. p. 23 Griech πρύξ, Hebr Opher. Holl. Vaal-Hert. Dän. Daane Dyr. Lat. Dama. Ital. Daino, Dainio. Span. Daino Corza. Gamo Franz. Daim. Valm. de Bom. Dict. IV. p. 3. &c. Dict. des Anim. II. 4. Engl. Der Dambock. Fallow-Deer. Buck. Die Damgeis Doe. Franz. Daine. Ital. Daina. Span. Venada. Hembra del gamo. Por-

der Damhirsch. Tab. XLVI.

v. Büff. N. d. Vierf. T. III T.

Es kann daher auch durch sie keine Mittelart zwischen beiden entstehen. Man findet sogar, daß die Dambirsche nur höchst selten in solchen Ländern sich aufhalten, wo es viel Hirsche giebt, man müßte sie dann vorsetzlich dahin gebracht haben. Sie scheinen minder stark und wild, als die Hirsche zu seyn, auch in den Wäldern lange nicht so häufig, als diese vorzukommen. Sie werden größtentheils in Thiergärten, als halbe Hausthiere, gehalten und erzogen. Engelland enthält unter allen europäischen Län-

Portug. Corza. Das Kütsle, Fawn. Schwed. Dof, Dof-Hiort. Pohln. Lanii. Franz Faon. Ital. Cerbiatto. Span. Venadito. Portug. Veado. Euriceros Oppian. *Platiceros*, *Plin*. Dama vulgaris Aldrov. Quadr. Bifulc. p. 741. Dama vulgaris s. Recentiorum Gesn. Jcon. Anim. p. 51. Quadr. p. 335 fig. 1100 bona. Cervus platiceros. Raj. Quadr. 85 n. 2. Sloan. Jam. II. 328. Cervus palmatus, Dama-Cervus Klein. Quadr. p. 25. Dama Rzac. Hist. Nat. Polon. p. 217. Auctuar. p. 308. Jonst. Quadr. p. 55. Tab. 31. Dama vulgaris, Le Daim Brisson. Quadr. p. 62 n. 7. Cervus Dama, cornibus ramosis recurvatis, compressis, summitate palmatâ. Linn. S. N. *XII*. p. 93 n. 5. Faun. suec. § 42. Bellon. Jtin. 57. Beckm. Naturg. p. 14. Müllers Linn. Natursl. I. 399. Tab. XXII. fig. 4. Pennants Thiergeschichte durch Hrn v. Murr übersetzt. p. 14. it. geogr. hist. physikal. Mancherlei, Leipz. 73. I. Th. p. 235.

M.

Ländern die meisten, ihr Wildprett wird auch dort am vorzüglichsten geachtet. Auch die Hunde pflegen es allem andern Wildprett vorzuziehen. Wenn sie erst einmal einen Damhirsch gekostet, sind sie ungemein schwer an den Genuß von einem Hirsch oder einem Rehe zu bringen. Um Paris und in einigen französischen Provinzen werden ebenfalls, auch in Spanien und Deutschland, sogar in Amerika dergleichen Hirsche angetroffen, wohin sie vielleicht aus Europa gebracht worden. Sie scheinen blos Thiere für gemäßigte Himmelsgegenden zu seyn, wovon in Rußland gar keines, in den schwedischen Wäldern aber, und in andern nordischen Gegenden nur selten einige zu bemerken sind.

Viel weiter, und allgemeiner ausgebreitet sind allerdings die Hirsche. Ganz Europa, sogar Norrwegen und ganz Norden, Lappland vielleicht allein ausgenommen, hegen eine Menge derselben in ihren Wäldern. Auch in Asien, vornämlich in der Tartarei *), und in den nördlichen Provinzen von China, sind sie anzutreffen. Sie

*] S. Description de l'Inde par Marc Paul, Lib 1. p. 38. Lettres édifiantes. Rec. XXVI. p. 371

Sie finden sich auch in Amerika wieder. Denn die kanadensischen *) sind von den unsrigen blos durch die Höhe des Geweihes, durch die Zahl und Richtung der Enden **) unterschieden. Diese sind oft nicht, wie

*) Der Hirsch in Kanada ist durchaus einerlei mit den französischen Hirschen. S. Descript. de la nouvelle France par le Pere Charlevoix. Tom. III. p. 129.

In des Hrn. Prof. Müllers Linneischem Systeme der Nat. ist er im 1 B. Tab. XXII. f 1 abgebildet. Er hat, wie daselbst S. 393 erinnert wird, größere Geweihe, und mehrere, so krumm, wie Haken, gebogene Enden, auch bis oben hinaus mit einer harten, rauhen Haut umkleidete Stangen.

M.

**] Man sehe dabei nach Perraults, Charas und Dodarts Abhandl. von der Naturg. der Thiere und Pflanzen. II. Band p 1. Tab. 46. Der daselbst beschriebene kanadensische Hirsch war, vom Rücken bis auf die Erde vier Fuß hoch, und sein Geweihe drei Fuß lang. Die ersten Enden oder Augensprossen einen Fuß, die zweiten 10 Zoll, die folgenden verhältnißmäßig kleiner. Er hatte 6 Enden an jeder Stange. Das ganze Geweihe war mit einer sehr harten Haut bedecket, mit einem dicken kurzen Haare, von eben der dunkelfalben Farbe des Haares auf dem Leibe, versehen. Dies Haar des Geweihes war an vielen Orten, in Gestalt einer Aehre umgekehret. Die ganze Haut hatte sehr viele, stark an-

wie an den Köpfen unserer Hirsche, gerade nach vornen, sondern durch eine sehr merkliche Beugung rückwärts gekehret, so daß die Spitze jedes Endes nach unten siehet. Indessen hat man diese Bildung des Geweihes nicht für etwas ganz Eigenthümliches an den kanadensischen Hirschen zu halten; denn Du Fouilloux *) liefert uns die Abbildung eines ähnlichen Geweihes von unsern Hirschen, und ein von uns abgebildetes kanadensisches Hirschgeweih **) ist mit geraden Enden versehen. Zum Beweis, daß dieses eine Abänderung ausmacht, welche man bei den Hirschen aus allen Ländern wahrnehmen kann. Eben so verhält sichs mit den Geweihen, die oben an ihrem äußersten Theil häufige Enden, in Form einer Krone haben, dergleichen in Frankreich nur selten, in den moskowiti-

ti-

angefüllte Blut- und Schlagadern, deren Aeste aufgeblasen zu seyn schienen, besonders inwendig an der Seite des Hornes, welches, um diese Gefäße einzunehmen, stark ausgefurchet war.

M.

*] S. La Vénerie de Jacques du Fouilloux fol. 22 verso.

**] S. Ed. in 4to Hamb. III B. 2 Th. p. 92 Tab. XXVI.

tischen Ländern aber und in Deutschland, wie Du Fouilloux l. c. p. 20 saget, häufig angetroffen und uns von daher gebracht werden. Eine solche Abänderung darf uns nicht hindern, sie alle für Hirsche von einerlei Art anzusehen. In Kanada haben also, wie auch in Frankreich, die meisten Hirsche gerade Enden, überhaupt aber viel größere und stärkere Geweihe, weil sich in diesen unbewohnten Ländern für sie mehr Geäß und Ruhe zeiget, als in den stark bevölkerten Gegenden. Die Hirsche sind groß und klein, in Amerika sowohl, als in Europa zu finden. Aller Ausbreitung aber dieser Thierart ohnerachtet, scheint sie doch hauptsächlich auf die kältern und gemäßigtern Gegenden eingeschränkt zu seyn. Die Hirsche von Mexiko und andern Theilen des mittäglichen Amerika, die Kayennische Wald *) und Sumpfbaderhindinnen **), die Gangeshir-sche

*] Biche des Bois. Art kayennischer Rehe. Cervus major corniculis brevissimis. Barrere Franc. equin. p. 151. 152 v. Buffon 4to Vl. 2. p. 186.

M.

**) Biches des Paletuviers, weil sie gemeiniglich in Morästen, im Schlamm, oder zwischen den Manglebäumen sich aufhalten, die auch sonst Pa-

sche *) die man in den von Hrn. Perrault aufgesetzten Abhandlungen unter dem Namen der sardinischen Hindin findet, und endlich alle die Thiere, welchen die Reisenden den Namen der Hirsche vom Vorgebirge der guten Hofnung, von Guinea und andern heißen Ländern ertheilet haben, sind gar nicht von der Art unserer Hirsche, wie man aus der besondern Geschichte jedes dieser Thiere deutlich wird sehen können.

Der Damhirsch, als ein in Vergleichung mit dem Hirsche, minder wildes, zärtlicheres und gleichsam wie ein Hausthier zu betrachtendes Geschöpf, ist auch eben deswegen mehrern Abänderungen unterworfen. Man kennt, außer den gemeinen und weissen noch viel andere Damhirsche: Die spanischen z. B. die fast eben so groß, als die Hirsche, aber nicht mit einem so starken

Paletuviers heißen. Cervus minor palustris corniculis brevissimis. Barrere & Buff. locc. alleg. Cf. Was in Köhlers Reisebeschr. I. Th. Gött. 1767 p. 326. von der Moose gesaget wird.

M.

*) Cerf. de Gange. Axis. v. Buffon l. c. VI. l. p. 230. Perraults &c. Abhandl. über die Naturg. der Thiere. II. Band p. 11 &c. Biche de Sardaigne.

M.

ken Hals, einer viel dunklern Farbe und einem schwärzlichen, viel größern Schwanz, als die gemeinen Damhirsche, versehen sind; die virginischen, welche fast eben die Grösse, wie die spanischen, und sich über dies durch die Größe ihres Pinsels, wie auch durch die Dicke ihres Kurzwildpretts ausgezeichnet haben; andere, an denen man eine zusammengedrückte, zwischen den Augen platte Stirn, ungleich längere Ohren, auch einen längern Schwanz, als am gemeinen Damhirsch, und einen weissen Fleck an den Klauen der Hinterläufte, bemerket; andere, die mit weißem, schwarzen und hellfahlen Flecken oder Streifen bezeichnet, und noch andere, die ganz schwarz sind. Alle haben ein dünneres, platteres, mehr in die Breite sich ausdehnendes und nach Verhältniß mit mehrern Enden besetztes Geweih, als die Hirsche, auch ist es mehr nach innen gekrümmet und endigt sich mit einer breiten und langen Krone. An starken wohlgenährten Damhirschgeweihen siehet man bisweilen auf jedem Ende besonders eine Krone.

Der gemeine Damhirsch hat eine längere Blume, auch ein helleres Haar, als der Hirsch. Er pflegt auch sein Geweih eben so, wie dieser, aber etwas später, ab-

abzuwerfen. Er braucht auch eben so viel Zeit, es wieder aufzusetzen. Die Brunftzeit kömmt bei dieser Art vierzehn Tage bis drei Wochen später, als bei den Hirschen. Sie schreien alsdann oft, aber mit einer tiefen, gleichsam unterbrochenen Stimme. Sie schweifen weniger aus und erschöpfen sich durch die Brunft nicht so stark, als die Hirsche. Sie verlaufen sich nie aus ihrem Revier, um Damgeisen aufzusuchen; indessen setzt es unter ihnen viel eifersüchtige Kämpfe. Sie leben ungemein gesellschaftlich, versammeln sich in starke Rudel und pflegen sich nicht leicht von einander zu trennen. Wenn sich in Thiergärten ihrer viele beisammen befinden, theilen sie sich fast immer in zween Haufen, die sehr unterschieden, von einander abgesondert, und sehr bald geneigt sind, sich durch offenbare Feindseligkeiten die besten Plätze des Thiergartens streitig zu machen. Jeder von diesen Rudeln hat seinen besondern Anführer, wozu allemal der stärkste und älteste gewählet wird. Die Nachfolgenden sind alle muthig zu einem Kampfe gerüstet, wodurch sie den andern Trupp von den besten Plätzen zu verjagen denken. Diese Kämpfe haben in der Einrichtung viel Merkwürdiges, welches dabei zu herrschen

schei-

scheinet. Beim Angrif ist lauter Ordnung, und wahrer Muth im Kampfe zu bemerken. Keiner läßt den andern ohne Unterstützung. Ein mißlungener Anfall ist so wenig fähig, sie abzuschrecken, als eine stärkere Gewalt, sie zu der Kleinmüthigkeit zu bewegen, sich sogleich für überwunden zu halten. Täglich wird ein solcher Kampf erneuert, bis endlich der stärkere Theil den Vortheil über den schwächern erhält und diesen in die schlechtern Reviere des Thiergartens verbannet.

Vorzüglich lieben sie erhabnes, mit kleinen Hügeln besetztes Erdreich. Sie entfernen sich nicht, wie der Hirsch, wenn man sie jaget. Sie machen blos verschiedene Wendungen, um sich durch List und allerlei Absprünge den Hunden zu entziehen. Sind sie aber in die Enge getrieben, erhitzt und entkräftet, so pflegen sie, gleich dem Hirsche, sich ins Wasser zu stürzen, ob sie es gleich nicht wagen, so weite Strecken zu schwimmen. Unter einer gemeinen und einer Damhirschjagd ist also kein wesentlicher Unterschied wahrzunehmen. Die Spuren des Damhirsches sind im Kleinen eben das, was im Größern die Fährten des Hirsches vorstellen. Sie pflegen beide sich einerlei List und Ränke zu bedienen, die

aber doch ein Damhirsch öfter wiederholet. Insofern er weniger Dreustigkeit hat, auch nicht so starke Vorsprünge machen kann, muß er öfters in Gesellschaft zu kommen, auch den Wiedergang öfters zu wiederholen suchen. Dadurch ist allerdings die Damhirschjagd mehrern Unbequemlichkeiten, als die ordentliche Hirschjagd, unterworfen. Die mindere Größe und mehrere Leichtigkeit eines Damhirsches ist außerdem noch ein doppelter Grund, warum dessen Spuren anf der Erde und an den Brüchen keine so starke oder dauerhafte Witterung hinterlassen. Die Hunde pflegen daher leichter von der Spur abzukommen, und sind, wenn man sie einmal von der falschen abrufen müssen, schwerer wieder auf die rechte zu bringen.

Es ist nichts leichter, als einen Damhirsch zahm zu machen. Er äßet sich mit vierlerlei Dingen, welche der Hirsch verachtet, hat auch eine dauerhaftere Feiste, wie dieser. Wenn gleich die rauhesten und anhaltendsten Winter auf seine Brunft erfolgen, so scheint er dennoch durch beides weder verändert, noch magerer zu werden. Das ganze Jahr hindurch bleibt er fast in

Weibchen des Damhirsches. Tab. XLVII.

einerlei Zustand. Er brosset viel näher ab *) als der Hirsch, daher auch die von den Zähnen des Damhirsches benagten Bäume viel schwerer, als diejenigen, wieder treiben, woran sich die Hirsche geäßet haben. Die Jungen pflegen bei der Aeßung vielmehr Hurtigkeit und Gierheit, als die Alten, zu beweisen. Sie käuen wieder, gesellen sich vom zweiten Jahr ihres Lebens an zu den Thieren, halten sich nicht, wie die Rehe, blos zu einem, sondern lieben die Abwechslung, wie die Hirsche.

Eine Damgeis geht acht Monat und einige Tage trächtig, wie eine Hindin. Man siehet sie ordentlicherweise nur ein Kalb, zuweilen zwei auch wohl selten einmal drei, werfen. Vom zweiten Jahr ihres Alters an, bis ins funfzehnte oder sechszehnte, sind sie vermögend, ein Thier zu beschlagen und Kälber zu setzen **). Mit einem

*] Il broute de plus prez.

**] Ein wohl genährtes Wildkalb, sagt Hr. Döbel l. c. p. 21 brunftet im andern, ein schlechter genährtes, im dritten Jahre. Nach dem ersten Jahre wird ebenfalls das Hirschkalb ein Spießer, nach dem andern Jahre setzt es Gabeln; auch wohl sechs bis acht Enden auf, nach dem dritten acht oder zehn Enden, und nach dem vierten, wenn die Stangen oben breit werden wollen, zehn bis zwölf, auch wohl

Worte, sie haben in allen natürlichen Eigenschaften viel Aehnlichkeit mit den Hirschen. Den vorzüglichsten Unterschied zwischen beiden, hat man in Ansehung der Lebensdauer bemerket. Nach den angeführten Zeugnissen der Jäger beläuft sich die Lebensdauer eines Hirsches auf etwa fünf und dreißig bis vierzig, der Damhirsche aber nur ohngefähr auf zwanzig Jahre. Es ist, ihrer viel mindern Größe wegen, sehr wahrscheinlich, daß ihr Wachsthum hurtiger, als beim Hirsche, vollendet werde. Denn bei allen Thieren herrscht ein genaues Verhältniß zwischen der Dauer des Wachsthums und des Lebens, nicht aber

wohl mehrere Enden, nach dem fünften Jahr ist er schon mit ziemlich breiten Schaufeln versehen. Beide Stangen der Damhirsche bekommen zwar auch unten Rosen, gleich über denselben Augsprößen, auch wohl Eissprüßel, oben aber eine beinahe zwo Hände breite dünne Schaufel, statt der Krone des Rothhirsches. Bei alten Damhirschen pflegen auch die Stangen von oben über die Hälfte breit und dünne, mit vielen, aber kurzen Enden versehen zu seyn. Indessen wird ein Damhirsch nicht nach der Anzahl seiner Enden, sondern als ein guter Schaufelhirsch angesprochen. Den Kopf mit monströsen Geweihen eines Damhirsches, in ihrer natürlichen Größe abgebildet, findet man in des Grafen von Marsigli Histor. Danubii Tom. VI. Tab. XXVIII.

aber der Tragezeit, wie man wohl glauben möchte, weil hier, bei sehr unterschiedenem Alter einerlei Tragezeit statt findet. Andere Arten, wie z. B. das Rindvieh, gehen sehr lange trächtig, und haben sich doch nur einer kurzen Lebensdauer zu erfreuen. Die letzte darf man also nicht nach der Zeit, wie lange die Jungen getragen werden, sondern lediglich nach der Zeit ihres Wachsthums, von der Geburt an, bis zur gänzlichen Entwicklung des Körpers, beurtheilen.

X.

Anhang zum Damhirsch.

Es hat Jäger gegeben, welche der Meinung waren, als ob zwischen den Dam- und Rothhirschen eine so starke natürliche Abneigung herrsche, daß da, wo die Damhirsche und Thiere ihren Stand und Geäße hielten, sich alles Rothwildprett wegzöge, sich denselben gar niemals näherte, sondern lieber deshalb seinen vormaligen Stand verließe. Einige trieben dieses Vorurtheil noch weiter und versicherten, wenn man in einem Thiergarten beide Arten von Wildprett zusammen brächte, wo keine die andere ganz vermeiden könnte, daß in solchem Falle das Rothwildprett unausbleiblich krepiren müßte; wo also Damwild geheget würde, da müßte nothwendig die Rothhirschwildbahn zu Grunde gerichtet werden. Allein dieser Einbil-

dung kann man aus Erfahrungen die triftigste Widerlegung entgegen setzen. Wenn eine dergleichen Abneigung natürlich wäre, so müßte sie auch unter einerlei Himmelsstrich in allen Ländern statt finden. Allein man gehe nur einmal in der Absicht, Beobachtungen hierüber anzustellen, in unsere potsdammische, in die dessauische, braunschweigische, würtembergische, schwäbische und andere Heiden, um sich vom Gegentheil zu überzeugen! Da wird man Roth- und Damwild nicht allein in einerlei Revier, sondern so gar auf einerlei Geäße unter einander antreffen. Freilich hält jede Art sich vorzüglich in Rudeln zusammen, beide pflegen aber bei der Aeßung vermischt unter einander auf Wiesen oder in jungen Gehäuen und Schlägen, herum zu ziehen. Es läßt sich sogar aus Beispielen erweisen, daß zur Winterszeit Roth- und Damwild auf einem Platze neben einander sich verträget, und allen vorgeschütteten Hafer oder alles vorgelegte Heu zusammen verzehren. Dann ziehet jedes wieder zu seinem Stande, oft aber doch so nahe zusammen, daß jedes nicht hundert Schritte vom andern sich nieder thut.

Die Häute der Damhirsche sind vortreflich, fast besser, als vom Rothhirsch, wenigstens feiner und folglich zu Beinkleidern, Handschuhen und s. w. ungemein sauber zu tragen. Haare, Unschlitt, Schweiß und Ruthe werden, mit gleichem Erfolg, auf eben die Art, wie von den Rothhirschen, gebrauchet.

---

der Rehbock. Tab. XLVIII.

Büff. Naturh. d. Vierf. Thiere. III. T.

XI.

Der Rehbock.

Tab. XLVIII.

und

Das Reh.

Tab. XLIX. *)

Als der edelste Bewohner der Gehölze nimmt immer der Hirsch in den Forsten diejenigen Oerter ein, welche durch

*) Der Rehbock. Griech. Δορκάς, Lat. Capreolus, Capriolus. Ital. Capriolo, Span. Zorlito. Cabrongillo montés. Portug. Cabra montés. Franz. Chevreuil. Engl. Roe - Deer: Schwed.

die erhabne Gipfel der höchsten Bäume beschattet werden. Das minder edle Rehe be-

Schwed. Ra - Diur, Raabock. Dänisch Raa — Diur. Raaebock. Schottisch. Roe buck. Hebr. Zebi. Chald. Thabia. Pohln. Sarn, Sarna, Koza Lesna. Die Rehziege, Rehgeiß, Ricke, Rehehille. Engl. Doe or Dam. Franz. Chevrette, Chevrelle. Ital. Capriola, Cavriola Span. Cabra montés. Portug. eben so. S. Pennant l. cit. p. 16. Tab. I. Hebr. Zebiah. Arab Thabiu, Griech. Δορκάδιον, Pers. Ahu. Die Rehkützlein, Rehkälber, Rehekätzchen. Hebr. Ophen. Fr. Petit Chevreuil sauvage.

Cervus Capreolus cornibus ramosis teretibus erectis, summitate bifidâ. Linn. S. N. XII. p. 94. n. 6. Faun. suec. §. 43. Cervus minimus Capreolus. Cervulus. Caprea Klein. Quadr. p. 24. Caprea Plinii, Capreolus vulgò. Raj. Syn. Quadr. p. 89. n. 6. Caprea, Capreolus vel Dorcas Gesner. Quadr. figg. p. 324 et 1098 (Sat bon). Ejusd. Jcon. p. 48 f. 49. Jonst. Quadr. 54 T. 33. Aldrov. Bisulc. p. 378 Capreolus, Dorcas Mus. Worm. p. 339 Dorcas Charlet. Exerc. p. 12. Rzac. Pol. p. 217. Ejusd. Auct. p. 309. Kolbens Vorgeb. 4to. p. 432. Mazame. Hernand. Mex. p. 324. Müllers Linn. Natursf. I. p. 401. Tab. 22. f. 5. Hallens Thiere. I. 334. Merkleins Thierreich. I. 172. Döbels Jägerpraktik. p. 26. Briss. Quadr. p. 61. Capreolus. Le Chevreuil. Valm. de Bom. Dict. Tom. III. p. 107. Diction. des Animaux. I. p. 599. Cf. M. Tramplers Grönl. Wallfischfang. Leipz. 71. p. 61. Pontopp. Norrw. II. 19. Beckmanns Beschreib. der Mark Brandenb. I. 775. Ludovici Kaufm. Lex. IV. 1124.

M.

begnügt sich an einem Aufenthalt, in viel niedrigern Gebüschen, und pflegt sich mehrentheils in dem Laubwerk der niedrigsten Schläge aufzuhalten. Was ihm an Adel an Stärke und an Höhe der Leibesgestalt abgehet, hat es, vor dem Hirsch, an wirklicher Anmuth, Lebhaftigkeit und vorzüglichem Muth erhalten. Er ist viel munterer, lustiger und aufgeweckter, seine rundliche Form viel zierlicher, seine Figur viel angenehmer, als des Hirsches. Vornämlich hat ein Reh viel schönere, glänzendere Augen, die von einer weit lebhaftern Empfindung beseelt zu seyn scheinen, überdies geschmeidigere Glieder, hurtigere Bewegungen, und ein immer wirksames Vermögen, ohne Anstrengung mit eben so vielem Nachdruck, als Leichtigkeit zu springen; ein beständig sauberes Kleid, mit reinlichen glänzenden Haaren bedecket. Nie wird sichs, wie der Hirsch, in einem Pfuhle wälzen, vielmehr sucht es die erhabensten und trockensten Gegenden, um da einer so reinen Luft, als möglich zu genießen. Ferner ist ein Reh viel geschickter, als der Hirsch, viel verschmitzter, zu entkommen, und also viel schwerer zu verfolgen. Die Natur hat es mit mehr List und häufigern Hilfsmit-

mitteln des Instinkts beschenket. Ohnerachtet es zu seinem oftmals tödtlichen Nachtheil viel stärkere, die Hunde weit hitziger machende, und stärker anlockende Witterung nach sich läßt, als die Fährten der Hirsche, so hat es dennoch, durch die Flüchtigkeit seines ersten Laufes, und seine mannigfaltigen Umschweife, sich ihrem Nachsetzen zu entziehen gelernet. Es pfleget nicht erst alsdann zur List seine Zuflucht zu nehmen, wenn es ihm an Kräften fehlet, sondern es macht sogleich, als es die ersten Anstrengungen einer schnellen Flucht nicht hinreichend findet, einen vervielfältigten Wiedergang. Hat es dann, durch dergleichen entgegengesetzte Bewegungen, die Richtungen des Hin- und Wiederganges verwirret, und seine gegenwärtigen Ausdünstungen mit den vergangenen vermischet, so thut es einen Absprung auf die Seite, drückt sich an die Erde, und läßt ohne sich zu rühren, die ganze Schaar seiner aufgehetzten Feinde dichte vor sich vorbei gehen.

Vom Roth- und Damhirsch unterscheidet sich das Reh durch Naturell, Temperament, Lebensart, Sitten und fast alle natürliche Eigenschaften. An statt, wie jene

jene, sich rudelweise zusammen zuhalten, leben sie vielmehr blos in Familie. Vater, Mutter und Jungen gehen mit einander, ohne sich in irgend einem Fall mit andern zu vereinigen. In der Beständigkeit ihrer Zuneigung sind sie das wahre Widerspiel von den Hirschen. Weil die Rieke gemeiniglich zwei Kützchen setzet, wovon eines männlichen, das andre weiblichen Geschlechtes zu seyn pfleget, so bekommen diese mit einander auferzogne und genährte Thiere gemeiniglich eine so starke Neigung für einander, daß es ihnen unmöglich wird, sich wieder jemals zu trennen, es müßte dann eines von beiden durch das allgemeine Loos der Sterblichkeit dem andern entrissen werden *). Dieser Vereinigungstrieb ist bei ihnen mehr Ergebenheit, als Liebe. Denn ob sie gleich immer

*) Wenn die Rehkälbchen angegriffen werden, heißt es im Nouveaux Traité de Vênerie, à Paris 1750 p. 178. so übernimmt es das Reh; welches diese für seine Jungen erkennet, ungesäumt, sie zu vertheidigen. So klein es ist, fehlt es ihm doch nicht an hinlänglicher Stärke, einen jungen Hirsch, nach kurzem Kampf, in die Flucht zu jagen.

mer beisammen leben, empfinden sie doch die Hitze der Brunst nicht öfter, als einmal, und nicht über vierzehn Tage lang, im Jahre. Sie nimmt ihren Anfang zu Ende des Oktobers, und gehet bereits vor dem funfzehnten November wieder zu Ende. Man findet sie alsdenn weder mit einer so übermäßigen Feiste, wie den Hirsch beladen, oder so stark am Geruche, noch eben so wüthend, kurz man bemerkt gar nichts, was eine Veränderung an ihnen selbst, oder in ihrem Zustande verursachen könnte. Blos ihre Jungen scheinen ihnen zu solcher Zeit im Wege zu seyn. Sie werden also von jetzo an fortgejaget, um sie gleichsam zu nöthigen, ihre Stelle andern, die nun kommen sollen, einzuräumen, und selbst nun den Grund zu einer neuen Familie zu legen. Nach geendigter Brunst sieht man indessen die Kützchen wohl noch einige Zeit wieder zur Mutter zurückkommen; es dauret aber nicht lange, so verlassen sie die Aeltern auf immer, und errichten, in einiger Entfernung von ihrem Geburtsort, eine neue Familie.

Eine beschlagne Ricke geht fünf und einen halben Monat trächtig *). Ihre Setzzeit

*) Flemming im I Theile des deutschen Jägers, S. 10.

zeit fällt in das Ende des Aprils, oder in den Anfang des Maies. Von den Hinbinnen haben wir bereits gesaget, sie pflegten über acht Monate zu tragen. Dieser Unterschied allein könnte schon genugsam beweisen, daß diese Thiere zu weit in ihrer Art von einander entfernt wären, um sich mit einander jemals zu vermischen, oder zusammen eine Mittelgattung zu erzeugen. In dieser Absicht sowohl, als in der Figur und Leibesgestalt, nähern sie sich dem Geschlechte der Ziegen so merklich, als sie vom Hirschgeschlecht sich entfernen. Die Ziege trägt fast eben so lange; man könnte daher das Reh als eine wilde Geis oder Ziege betrachten, die, weil sie blos von Holze lebt, auch Holz, an statt der Hörner träget *).

Wenn

101 und Döbel in seiner Jägerpraktik S. 27 setzen diese Zeit nur auf 20 Wochen.

M.

*) Hr. von Buffon bleibt hier bei dem fanzösischen Wortspiel, wovon wir schon beim Hirsch unsre Gedanken geäußert, und wozu die Deutschen keinen schicklichen Ausdruck haben; zumal da man auch in der deutschen Jägersprache den Rehen kein Geweihe, das blos als ein Vorrecht eines Hirsches betrachtet wird, sondern blos ein Gehörn zu tragen erlaubet.

M.

Wenn die Rieke setzen will, so trennt sie sich vom Rehbock und verbirgt sich, um vor dem Wolf, ihrem gefährlichsten Feinde, sicher zu seyn, in dem dicksten Gehölze. Nach zehn oder zwölf Tagen sind ihre Kützchen schon bei hinlänglichem Vermögen, ihr zu folgen. Bei der geringsten Besorgniß einiger Gefahr verbirgt sie dieselben eiligst in irgend einem dichten Gebüsche. Sie stellt sich selbst ihren Verfolgern entgegen, und läßt sich an ihrer Stelle jagen. Das kann aber alles nicht hindern, daß ihr nicht oft Menschen, Hunde, oder Wölfe die Jungen entführten. Uiberhaupt ist immer dieses ihre gefährlichste Zeit, wo die Thiere dieser Art, welche ohne dies noch nicht sehr gemein geworden ist, am häufigsten aufgerieben werden. Ich kann hier aus eignen Erfahrungen sprechen.

Ich vergnüge mich oft auf einem Lande, (zu Montbard in Bourgogne), dessen Rehe sich einen großen Ruf erworben haben. Es vergeht kein Jahr, da man mir nicht im Frühling eine Menge Rehkützchen bringt, wovon einige durch die Menschen lebendig aufgefangen, andere von Hunden getödtet werden. Ohne demnach die von den Wöl-

fen

fen verzehrte mit in Anschlag zu bringen, kann ich leicht einen Uiberschlag machen, daß man, in dem einzigen Monate Mai von diesen Thieren mehr, als in der ganzen übrigen Jahreszeit aufreibe.

Eine Bermerkung, die mir schon seit läager als fünf und zwanzig Jahren bestätigt worden, scheint mir zu beweisen, daß diese Thiere in einerlei Gegend fast immer in gleicher Anzahl vorhanden sind, als ob durchaus ein vollkommnes Gleichgewicht unter den Ursachen der Zerstörung und Wiedererneuerung statt fände. Man kann sie mit leichter Mühe zählen, weil sie nirgends in großer Menge vorkommen, beständig familienweise gehen, und jede Familie sich von der andern abgesondert aufhält. In einem Schlage z. B. von hundert Morgen Landes, wird man etwan eine Familie, folglich drei, vier bis fünf Rehe finden, weil eine Rieke gemeiniglich zwei Kützchen, bisweilen aber auch nur eins und nur höchst selten drei setzet. In einer andern, ohngefähr noch einmal so weitläuftigen Gegend, werden ihrer etwa sieben bis acht, oder zwo Familien anzutreffen seyn.

Dieses Verhältniß der Anzahl habe ich in allen Gegenden überein gefunden, doch nicht in den Jahren, wo in einem stren-

gen, schneereichen Winter der Frost lange angehalten hat. In solchen Jahren geht oft eine ganze Familie zu Grunde; sie wird aber im folgenden gleich wieder ersetzet, und die Gegenden, welche sie vorzüglich lieben, sind fast immer gleich stark bevölkert. Indessen will man doch eine Abnahme ihrer Anzahl überhaupt bemerkt haben, und es giebt in Frankreich wirklich Provinzen, wo sich keine mehr antreffen lasseu. In Schottland, sagt man fernen, wären sie zwar noch gemein, in Engelland aber gar keine vorhanden, in Wälschland gäb es nur wenige, und in Schweden wären sie jetzo schon viel seltener, als man sie vormals da gesehen. *)

Dieses könnte indessen entweder eine Folge der verminderten Holzungen oder die Wirkung eines starken Winters seyn, wie der Winter im Jahr 1709, wo in Burgund fast alle Thiere dieser Art umkamen, und viele Jahre verstrichen, ehe die Gattung sich wieder völlig hergestellet hatte. Uiber dies pflegt für sie eben so wenig ein jedes Land gleich angenehm zu werden,

*) Linn. Faun. Suec. I. cl.

den, als es ihnen in einerlei Lande gleich ist, an welchem Orte sie sich aufhalten.

Ihren liebsten Aufenthalt finden sie auf Hügeln, oder auf Ebenen, die noch über die Gebirge erhaben sind. Sie verweilen sich auch nie tief in Forsten, oder mitten in weit äuftigen Gehölzen. Weit lieber pflegen sie die mit Saatfeldern umgebne Spitzen der Gehölze und junge lichte Schläge zu wählen, die einen schlechten Boden haben, wo Berberisstauden, Brombeersträuche und dergleichen im Uiberfluße wachsen.

Die Rehkützchen bleiben überhaupt acht oder neun Monate bei den Alten; so bald sie aber, etwa zu Ende des ersten Jahres ihres Alters, sich von diesen getrennet haben, fangen sie an, ihr erstes Gehörnchen mit zwo Spießen aufzusetzen, die aber viel kleiner sind, als die Spieße des Hirsches. Eine große Verschiedenheit unter diesen Thieren besteht auch noch darin, daß der Hirsch blos im Frühjahr das Geweih abwirft, und nur im Sommer ein anderes wieder aufsetzet, da hingegen beim Rehe das erste zu Ende des Herbstes, das letzte den Winter über geschiehet. Zu Hervorbringung dieser unterschiedenen Wirkungen kommen viel Ursachen zusammen.

Der Hirsch pflegt sich im Sommer stark zu äßen und mit einer überflüßigen Feiste zu beladen, hernach aber durch die Brunft in der Maße zu erschöpfen, daß er den ganzen Winter zu seiner völligen Erholung und Wiederherstellung seiner Kräfte nöthig hat. Anstatt alles überflüßigen Nahrungssaftes leidet er dann vielmehr lauter Mangel und wesentlichen Abgang. Sein Geweih kann also nur im Frühjahre allein treiben, wenn er sich wieder sattsam genährt fühlet, um einigen Uiberfluß an Nahrungssäften zu haben.

Das Reh hingegen braucht, weil sich der Bock nicht merklich erschöpfet, auch nicht so viel Erholung. Insofern es überdies nicht mit so viel Feiste überladen, also fast immer überein ist, und nichts durch die Brunft in seinem Zustand ändert, hat es auch zu allen Zeiten einerlei Vorrath an Uiberfluß, und kann so gar im Winter, gleich nach der Brunft, abwerfen und wieder aufsetzen.

Bei allen diesen Thieren also treibt der Uiberfluß organischer Nahrung, bevor er sich nach den Samenbehältnissen wendet, und hier die Samenfeuchtigkeit erzeuget, erst nach dem Kopf, um sich durch Hervorbringung des Geweihes oder Gehörnes daselbst eben so zu offenbaren, wie bei den Menschen durch die Haare und den Bart gewöhn-

wöhnlich der Eintritt einer fruchtbaren Samenfeuchtigkeit angekündigt wird.

Es scheint, als ob gleichsam gewächsartige Hervorbringungen ihr Daseyn einer organischen überflüßigen, aber noch unvollkommenen, und mit rohen Theilen vermischten Materie zu verdanken hätten, weil ihnen das Gewächsartige, so wohl in ihrem Wachsthum, als in ihrer Substanz eigen bleibet: da hingegen die langsam erzeugte Samenfeuchtigkeit eine blos organische, von allen rohen Theilen gänzlich entblößte, dem Körper des Thieres vollkommen gleich gemachte Materie ausmachet.

Wenn ein Rehbock seine Kolben aufgesetzet hat, so pflegt er, wie der Hirsch, das Bast oder die rauhe Haut, womit sie umkleidet sind, an den Bäumen abzufegen. Dies geschiehet gemeiniglich im März, ehe die Bäume ausgeschlagen. Man hat also hier die Farbe des Gehörns eben so wenig, als beim Hirschgeweihe vom Safte der Bäume herzuleiten. Bei braunhärigen Rehböcken wird es braun, bei rothen bekömmt es eine gelbe Farbe. Denn es giebt Rehböcke von beiderlei angezeigten Haaren. Die Farbe des Gehörns ist also, wie schon beim Hirsch erinnert worden,

 haupt-

hauptsächlich von der Natur des Thieres, und vom Eindrucke der Luft herzuleiten.

Beim zweitenmal Aufsetzen trägt ein Rehbock schon zwei bis drei Enden oder Gabeln auf jeder Seite, beim drittenmal drei oder vier, beim viertenmal vier oder fünfe. Mehrere wird man aber nur höchst selten an einem Rehebocke sehen *). Ob ein Reh alt sey, das muß man blos nach der Stärke der Stämme, der Breite der Rosen, und nach der Grösse der Perlen u. s. w. beurtheilen. So lange noch ihre Kolben weich sind, haben sie ungemein viel Empfindlichkeit. Ich selbst bin Zeuge davon gewesen, daß ein Rehbock, dem eine Flintenkugel eine frisch treibende Kolbe glatt von der einen Seite des Kopfes wegnahm, von diesem Schuß in eine solche Betäubung gerathen, daß man ihn als tod auf die Erde stürzen sahe. Der nahe dabei

*) Seine ordentliche Auffätze, sagt Hr. Döbel l. c. p. 28 sind sechs Enden, wenn es gleich schon ein alter Bock ist. Doch pflegen sie auch wohl acht Enden aufzusetzen, dergleichen ich selbst einen Bock geschossen habe. Indessen bleibt ein solcher Fall immer etwas ungemein Seltenes.

bei stehende Jäger fiel schnell darüber her, und ergriff das Thier beim Laufte. Der Bock aber, der auf einmal wieder Empfindung und Stärke bekam, schleppte den Schützen, ob er gleich ein starker Mensch war, auf der Erde wohl über dreißig Schritte weit ins Gehölze. Nachdem er ihm endlich mit dem Weidemesser den Fang gegeben, fanden wir, außer der von der Kugel weggenommenen Kolbe, sonst keine weitere Verwundung.

Die Fliegen sind, bekanntermaßen eine der größten Beschwerlichkeiten der Hirsche. Wenn er seine Kolben aufsetzt, verbirgt er sich vor den Fliegen so tief, als möglich, in dem Gehölze, weil ihm an seinem wachsenden Geweihe nichts unerträglicher fällt, als der Stich dieser Insekten. Es muß also zwischen den weichen Theilen desselben, und dem ganzen Nervensystem des Hirsches eine genaue Verbindung und Gemeinschaft statt finden. Das Reh, welches im Winter seine Kolben aufsetzet, hat nichts von den Fliegen zu fürchten, und also auch nicht nöthig, sich zu verbergen. Es gehet aber zu der Zeit behutsam, trägt auch den Kopf ganz niedrig, um keinen Baumast oder Zweig mit seinem frischen Gehörn zu berühren.

Am Hirsch, am Damhirsch und am Rehe finden sich auf dem Stirnbein zwo Erhöhungen oder Fortsätze, worauf das Gehörne ruhet. Im fünften oder sechsten Monate fangen diese beide knochichte Fortsätze schon an zutreiben, und gedeihen in kurzer Zeit zu ihrem völligen Wachsthum. Anstatt aber, mit dem zunehmenden Alter des Thieres, immer mehr sich zu erhöhen, pflegen sie vielmehr jedes Jahr etwas niedriger zu werden, folglich die Rosen bei alten Hirschen oder alten Rehböcken ziemlich dichte am Stirnbein, dessen Fortsätze breiter und kürzer geworden, aufzusitzen. Es läßt sich sogar hieraus das allersicherste Merkmal vom hohen Alter dieser Thiere nehmen.

Meines Erachtens läßt sich leicht ein Grund von dieser Wirkung angeben. Sie scheint anfänglich sonderbar; sie höret aber auf, es zu seyn, sobald man erwäget, wie das auf diesen Fortsätzen ruhende Geweihe diesen Unterstützungspunkt in der ganzen Zeit seines Wachsthums beständig presset, und alle Jahre viele Monate hindurch mit großem Gewichte zusammendrücket. Müssen diese Fortsätze, die nicht härter, als andere Knochen sind, unter solchen Umständen, da die zusammendrückung bei jedem neu aufgesetzten Kolben des

Thieres wiederholet wird, nicht nothwendig immer breiter, niedriger und flacher werden? Ob also gleich die Rosen sowohl, als der Stamm, immer desto stärker werden, jemehr das Thier an Alter zunimmt, so muß doch, aus eben der angezeigten Ursache, die Höhe des Gehörns, und die Anzahl der Enden sich dermaßen vermindern daß endlich, in einem sehr hohen Alter des Rehbockes, an diesem nichts mehr, als etwa zween starke Spieße *) oder wunderliche, verwachsene Gehörne **) mit starkem Stamm und sehr kleinen Enden, wahrgenommen werden.

 Weil

*) Hr. von Buffon hat einige derselben in der grossen Ausgabe in 4to auf der 21ten Kupferplatte f. 2 abbilden lassen.

**) Unter keiner Art wilder Thiere, die Gehörne tragen, findet man seltsamere Formen, als unter den Rehböcken. Einige z. B. haben drei bis vier Stangen, andere sind bewundernswürdig verbogen.

Döbel erzählt außerdem noch S. 28: sein Bruder habe zu Güntersberg am Harz eine alte Rieke geschossen, die er für einen Bock angesehen, weil sie ein Gehörn, wie ein Spießbock, oben aber etwas dicker, als das gewöhnliche Rehgehörne, hoch aufgesetzt hatte. Es war im Februar, nicht völlig vereckt und noch mit rauhem Bast überzogen.

Weil die Rieke nur fünf und einen halben Monat beschlagen gehet, und ein junges auch viel schleuniger, als ein junges Hirschkalb wächset, so muß auch sein Leben ohnstreitig von kürzerer Dauer seyn. Ich schätze die ganze Lebensdauer eines Rehes höchstens auf zwölf bis funfzehn Jahre. Viele, welche ich selbst erzogen, bin ich nicht vermögend gewesen länger, als fünf oder sechs Jahre zu erhalten.

In der Wahl ihres Geäßes beweisen sie viel Zärtlichkeit, und haben viel Bewegung, freie Luft, und vielen Raum nöthig; daher sie auch die Unbequemlichkeiten des häuslichen, eingesperrten Lebens, nur in den ersten Jahren ihrer Jugend ertragen können. Wenn sie sich wohl befinden sollen, müssen sie eine Rieke, und einen Thiergarten von wenigstens hundert Morgen zum freien Genuße haben. Man kann sie zahm, aber nicht gehorsam, noch weniger aber vertraut machen. Es bleibt ihrer Natur immer etwas von den wilden Eigenschaften übrig. Sie erschrecken leicht, und rennen mit solcher Gewalt gegen die Mauern, daß oft ihre Läufte dabei in Gefahr kommen, zu zerbrechen. Wenn sie auch noch so zahm zu seyn scheinen, so ist ihnen doch nie zu trauen. Die Böcke sind

be-

besonders zu gefährlichen Grillen aufgelegt, und können oft gewisse Personen gar nicht ausstehen, welche sie dann leicht anfallen, mit ihrem Gehörn umstoßen, und hernach noch überdies mit den Läuften auf ihnen herumtrampeln.

Die Rehböcke schreien weder so oft, noch so stark, als der Hirsch. Die kleine, kurze und klägliche Stimme der Jungen besteht blos in dem Laute mi-mi, wodurch sie das Bedürfniß ihrer Nahrung ankündigen. Die bequeme Nachahmung dieser Laute verführt oft eine dadurch betrogne Mutter, bis unter das Pürschrohr des Jägers zu kommen.

Im Winter halten sich die Rehe in den dicksten buschichten Gehölzen auf, und nähren sich da von Brombeersträuchern, Genisten, Heidekraut, grünen Haselnußschalen, Buchmast u. s. w. Im Frühjahr besuchen sie die lichtesten Holzschläge, und benagen da die Knospen, und ausbrechende Schößlinge fast aller Bäume. Eine unvermeidliche starke Gährung dieses hitzigen Geäßes, in ihrem Magen, macht sie dermaßen berauschet, daß es zu solcher Zeit gar keine Mühe kostet, sie zu überraschen. Sie wissen alsdann kaum, wohin sie gehen, verlaufen sich oft gar aus dem Gehölze, nähern

hern sich bisweilen den Viehheerden, und bewohnten Oertern.

Im Sommer, wo sie die hohen Schläge besuchen, pflegen sie nur selten aus diesen in der Absicht hervorzutreten, ihren Durst bei sehr trockner Hitze an einer Quelle zu löschen. Wenn aber nur einiger Vorrath von Thau vorhanden, oder auf den Blättern einige Feuchtigkeit vom Regen zu spüren ist, können sie des Saufens leicht überhoben seyn. Sie wählen allenthalben die feinste Nahrung, äßen sich nicht so begierig, wie die Hirsche, beißen auch nicht, ohne Unterschied, alle Kräuter ab, sondern betragen sich im Fressen sehr zärtlich. Nur selten besuchen sie die Saatfelder, weil ihnen die Berberisstauden und Brombeersträucher besser, als alles Getreide und Hülsenfrüchte, schmecken.

Das Wildprett von diesen Thieren ist, bekanntermaßen, vortreflich zu speisen. Dennoch muß es nach einer guten Wahl ausgesuchet werden. Der gute Geschmack desselben gründet sich vornämlich auf die Beschaffenheit des von ihnen bewohnten Landes. Aber auch im besten Lande hat man das gute Rehwildprett noch vom schlechtern zu unterscheiden. Die braunen Rehe haben ein besseres Wildprett, als die rothen.

Alle

Alle Rehböcke, die schon mehr als zwei Jahre haben, und alte Stücke *) heißen, sind hart und von schlechtem Geschmacke. Viel zärter hingegen ist das Riekenwildprett, wenn diese gleich schon eben so lange, oder auch noch länger gelebt haben. Das Wildprett allzu junger Kützchen ist sehr weichlich, in einem jährigen oder achtzehn monatlichen Alter aber vollkommen schmackhaft. Die Rehe von den Ebenen und aus den Thälern gehören unter die mittelmäßigen; die aus feuchten Ländern, unter die schlechten, alle in Thiergärten erzogne unter die wenig schmackhaften. Die besten pürschet man in trocknen, erhabenen, mit Hügeln, Gehölzen, Saat- und Brachfeldern durchkreuzten Ländern, wo sie genugsame Luft, Raum, Geäße, Ruhe und Einsamkeit haben. Oft beunruhigte Rehe sind nothwendig mager, auf der Parforcejagd gefangene haben ein welkes, unschmackhaftes Wildprett.

Die Art, welche minder zahlreich, als die Hirsche, und so gar in einigen europäischen Gegenden ungemein selten ist, scheint in Amerika viel häufiger vorzukommen. Bei uns

*] Im Franz. vieux Brocards.

uns kennen wir vom Rehe mehr nicht, als zweierlei Arten: die rothen, welche zugleich die stärksten, und die braunen, hinten mit einem weißen Fleck, die zugleich die kleinsten sind. Insofern sie also nicht minder in den nördlichen Ländern, als in den mittäglichen Gegenden von Amerika gefunden werden, ist wohl zu vermuthen, daß die Rehe so verschiedener Himmelsstriche viel sichtbarer, als die europäischen, von einander unterschieden seyn müssen. In Luisiana z. B. werden sie ungemein häufig, und viel größer, als in Frankreich, angetroffen *). Auch in Brasilien sind sie zu Hause. Denn das Thier, welches daselbst Kujuaku Apara genennet wird, ist von unserm Rehe nicht mehr, als der kanadensische Hirsch von dem unsrigen unterschieden. Sie pflegen hauptsächlich in der Gestalt ihres Gehörns von einander ab-

*] Man pflegt sich auch in Luisiana des Rehwildpretts stark zu bedienen. Das Thier ist hier etwas größer, als in Europa und träget ein Gehörn, wie das Geweih der Hirsche; doch hat es weder die Farbe, noch das Haar der letzten. Es dient hier den Einwohnern zu eben dem Gebrauche, wie anderwärts die Schafe. S. Memoires sur la Louisiane par Mr. Dumont. Tom. I. p. 75.

abzuweichen, wie man aus dem Kupfer des Herrn Perrault von dem kanadensischen Hirsch *), und aus der 1. und 2ten Figur der 37sten Kupfertafel der großen Ausgabe dieses Werkes ersehen kann, wo zwei Gehörne von brasilianischen Rehen abgebildet worden, die wir aus der pisonischen Beschreibung sogleich dafür erkannten.

„ Es giebt in Brasilien, sagt Pison **)
„ gehörnte und ungehörnte Rehe, die ersten werden Kujuaku-Apara, die letztern
„ Kujuaku-ete genennet. Die gehörnten
„ sind kleiner, als die andern; sie haben
„ glänzende, glatte, mit Braun und Weiß,
„ besonders in der Jugend, gemischte Haare, bei denen aber das untermengte Weiß
„ mit dem Alter sich wieder verlieret. Ihr
„ Fuß theilt sich in zwo schwarze Klauen:
„ An jeder derselben ist noch eine kleinere
„ gleichsam über die untere gesetzet. Sie
„ haben einen kurzen Schwanz, große
„ schwarze Augen, offene Nasenlöcher, ein
„ mittelmäßiges Gehörn mit drei Enden,
„ wel-

*] S. der Hr. Perrault, Charras und Dodart Abh. aus der Naturg. ꝛc. II. B. Tab. XLVI. M.

**] S. Pisonis Hist. Brasil. p. 98. Wo man auch die Abbildung findet. Cf. Marcgr. Brasil. p. 235

„ welches diese Thiere jährlich abwerfen.
„ Die Weibchen oder die Rieken, welche
„ fünf oder sechs Monate tragen, können
„ leicht gezähmet werden.“ Markgraf
setzt noch hinzu: das Apara sey mit einem
dreiendigen Gehörne versehen, das unterste, als das längste dieser Enden, sey allemal in zwei getheilet.

Man siehet aus diesen Beschreibungen gar wohl, daß Pisons Apara blos eine andere Art von unsern Rehen ist. Ray *) vermuthet, das Kujuaku-ete sey von eben der Art, als Kujuaku-Apara. Letzteres will er für den Bock, ersteres für die Rieke oder Geiß angesehen wissen. Ich würde gänzlich seiner Meinung seyn, wenn Pison nicht ausdrücklich sagte: die gehörnten wären kleiner, als die ungehörnten. Es kömmt mir nur noch etwas unwahrscheinlich vor, daß in Brasilien die Geiße dieser Art, in umgekehrtem Verhältniß mit den europäischen, größer, als die Böcke seyn sollten.

Indem wir also glauben, das Kujuaku-Apara sey wirklich eine von unserm Rehe nur in etwas unterschiedene Abänderung, zu welcher wir auch noch den Jonstonischen

Ca-

*] Raji Syn. Quadr. p. 90.

Capreolus marinus *) rechnen müssen, wollen wir wenigstens, in Ansehung des Kujuaku-ete, bis zu näherem Unterrichte, nichts Entscheidendes festsetzen **).

*] Jonst. Quadr. Tab. 33.

**) Markgraf liefert am a. O. von dem Kujuaku-ete oder Cabritho der Portugiesen folgende Beschreibung: Sie gleichen fast unsern Ziegen. Sie haben einen etwa sieben Finger langen Kopf, große schwarze Augen, lange offene Nasenlöcher, ein schwarzes Maul, eine glänzende Haut, vier Finger lange, zween und einen halben Finger breite Ohren mit stark hervorstehenden Adern, einen runden Hals, stärker mit Haaren besetzt, als der übrige Körper, der in der Länge ohngefähr fünf und einen halben Finger beträget. Der Körper ist vom Ursprunge des Halses bis an den Schwanz zween Fuß lang, der Schwanz aber so kurz, als bei den Ziegen. Von den vier Schenkeln sind die vordern einen, die hintern anderthalb Fuß lang; die Klauen werden eben so, wie beim Ajvara beschrieben. Die glatten Haare sind am ganzen Leibe, den Schenkeln und Füssen röthlich, am Hals und Kopfe bräunlich, an der Kehle und am Unterhalse weiß, wie die untere Seite des Schwanzes. Die Ohren haben inwendig eine weiße, auswendig eine braune Farbe und fast gar keine Haare. Der untere Kinnbacken scheint etwas länger, als der obere zu seyn. Das Thier ist wiederkäuend und leichtlich zahm zu machen. In dem Alter von einem oder etlichen Monaten ist sein ganzer Leib aufs zierlichste mit weißen Flecken bestreuet, welche sich aber allmählig wieder verlieren.

Wenn wir diese markgrafische Beschreibung des Kujuaku-ete mit der angeführten pisonischen vom Kujuaku-Apara vergleichen, wenn wir die angeführten Ausmessungen der Theile, die Glätte des Haares bei diesem Thiere, die Farbe desselben und besonders den Umstand erwägen, daß Markgraf ausdrücklich das Kujuaku-Apara etwas größer, als das Kujuaku-ete angiebet, so bleibet fast kein Zweifel übrig, daß nicht letzteres die brasilische Geis des erstern, oder des brasilischen Rehbockes sey.

M.

XI.

Anhang
zur Geschichte des Rehes.

Nach Herrn Daubenton u. a. m.

Die deutschen und französischen Benennungen des Rehbocks (Chevreuil) und der Rieke oder Rehgeiß (Chevrette), würden von diesen Thieren leicht einen falschen Begrif geben können, wenn man sich einbildete, sie hätten mehr Verwandschaft mit Böcken und Geißen, als mit irgend einem andern Thiere, weil ihre Namen vom Namen der Ziegen oder Geißen (Chevre) hergenommen werden. Zwar ist es gewiß, daß der Rehbock und die Rieke wiederkäuen, daß ihre Klauen, wie beim Bock und bei der Ziege, gespalten, ja daß diese Thiere sogar fast von einerlei Größe sind: man sieht aber das Reh ein Gehörn, wie das Geweih der Hirsche, und nicht Hörner, wie die Böcke, tragen. Hierin ist al-

allerdings ein wesentliches Unterscheidungs-merkmal zu suchen, vermöge dessen das Reh mehr dem Hirsche, dem Damhirsche, dem Rennthier und Elenn, als dem Bock oder irgend einem andern hörnertragenden Thiere gleichet, ob sich unter diesen gleich viele finden, welche mit dem Rehe fast einerlei Leibesgestalt haben.

Obwohl das Rehe nicht so groß, als der Hirsch ist, so hat es doch, in Ansehung der Bildung seiner äußern und innerlichen Theile, mit ihm viel mehr Aehnlichkeit, als mit irgend einem andern Thiere. Doch fehlen ihm die Thränenhölen des Hirsches, und sein Bürzel ist nicht von außen zu sehen.

Alle Rehkützchen tragen, sobald sie gesetzt worden, eine Liberei, wie die Kälber der Hirsche und Damhirsche. Das Reh hat auch im zweiten Jahr Spieße, wie die beiden angeführten Gattungen, daher es auch in diesem Alter Schmalreh heißet. Im dritten Jahre treibt jede Stange vorn ein Ende, ohngefähr 3 Zoll über der Rose. Hierauf bekommen sie jede nach hinten ein anderes Ende, gemeiniglich zween Zoll über dem ersten. In den folgenden Jahren erscheinen mehrere. Wenn sie an jeder Stange vier oder fünf Enden haben, wer-

den sie Rehe von zehn Enden *) genennet. Alsdann ist ein Reh alt. Es hat aber nicht allemal die volle Zahl der zehn Enden. In diesem Fall erkennet man das Alter aus der Stärke der Perlen, der Breite oder Dicke der Rosen u. s. w.

Das Gehörn ist, nach Verhältniß der Höhe und Größe des Rehes nicht so groß, als das Geweih des Hirsches. Der untere Theil folgt, etwan einen Zoll lang, beinahe der Richtung der Verlängerungen des Stirnbeines. Etwas höher neigen sie sich auswärts, bis zum ersten Ende. Der Theil jeder Stange, der sich von diesem Ende bis zum andern befindet, hängt hinterwärts, und die äußere Spitze strecket sich in die Höhe. Das erste Ende pflegt gemeiniglich vertikal, das andere horizontal zu stehen. An dem Gehörn des Rehes finden sich mehrere Furchen, als am Geweihe des Hirsches; die Perlen aber sind nur auf den inwendigen und hintern Seiten des untern Theils der Stangen deutlich zu sehen.

Auf dem größten Theile des Leibes findet man sowohl am Rehbock, als an der Rieke das Haar, welches bald kürzer, bald län-

*] Chevreuil de dix cors.

länger ist, von der Wurzel an, bis zu einer gewissen Länge aschfarbig, das übrige hat ein falbes Ansehen. Insofern das Haar dichte zusammengedrückt ist, oder auf einander liegt, kömmt uns, wenn die erste Farbe nur etwa die Hälfte der Länge jedes Haares einnimmt, blos die falbe zu Gesichte; wenn sich aber die Aschfarbe weiter ausbreitet, so erscheint sie, nebst der falben, und kann vor dieser sogar den Vorzug erhalten.

Die Jäger haben in Ansehung der Haare noch den Umstand wohl zu bemerken, daß gegen den Winter die Rehböcke unter dem Leibe, nämlich am Pinsel, die Rieken hingegen an ihrem Feigenblatt, einen langen Haarzopf haben, welcher bei den letztern an einigen Orten die Schürze genennet wird. An diesem Zopf Haare, weil sie ungleich länger, als die andern sind, und stark hervorhangen, ist der Bock gegen die Rieke schon in der Ferne sehr wohl zu erkennen *). Die Rehe färben sich auch im Frühling, wie das Rothwild. Im Sommer werden sie roth, im Herbst bekommen sie eine graue Farbe. Im Winter werden sie oft von Aenderlingen beunru-

*) S. Döbels Jägerpr. p. 28. b.

ruhiget, die aber im Sommer wieder ausheilen *).

Die Alten haben sich nicht mit dem Genuß des guten Rehwildpretts behelfen wollen, sondern, ihrer Gewohnheit gemäß, auch von diesem Thier und seinen Theilen in der Arzneiwissenschaft viel herrliche Tugenden erwartet **). Das Wildprett an sich empfohlen sie besonders denenjenigen, welche mit Ruhr und Durchfällen geplaget waren. Zu gleicher Absicht verordneten sie den Lab aus den Rehmägen (Pressure) mit Wein zu trinken, oder mit Reisbrühe als ein Klystir zu geben. Den Rehelebern eigneten sie die Kräfte zu, klare und helle Augen zu verschaffen, der Galle, die Sommerflecken zu vertreiben, und eine schöne Haut im Gesichte zu machen, der Milz, die Kolik zu heilen, sogar dem Rehkothe, mit Wein getrunken, die Kraft, die Gelbsucht völlig zu vertreiben. Wohl uns, daß wir unsere körperliche Wohlfahrt nicht mehr auf so mißliche Heilungsmittel gründen, und unsre Arzneimittel nicht mehr aus der sogenannten Paulinischen Dreckapotheke holen dürfen!

*) S. Döbels Jägerpr. p. 28 b.
**) S. Merkl. Thierreich p. 175 &c.

XII.

Der Hase. *)

Tab. L. und LI.

Es ist nicht immer die Folge, daß die zahlreichesten Thiergattungen allemal zugleich die nützlichsten seyn müssen. Was kann wohl schädlicher seyn, als die entsetz-liche

*) Deutsch. Der Hase oder Rammler, das Weibchen, der Satzhase, die Häsin, das Junge, Häsein, Franz. das M. Lievre, Bouquet, das W. Hase, das Junge Levraut. Hebr. Arnebet. Chald. Arneba. Arab. Ernab. Sarazen. Arneph. Pers. Kargos. Griech Λαγος, Spanisch Liebre. Portug. Lebre. Ital. Lepre, Lievora. Illyr. Zagiez. Pohln Zaiac und Sajonz. Schw. Hare Engl. Hare. Dän Eben so. Slavonisch Saiz. Ruß. Zaitza. Türk. Tausan. Holl. Haas. Bra-

der Hase. Tab. L.

v. Büff. N. d. Vierf. T. III T.

liche Menge von Ratten, Feldmäusen, Heuschrecken, Raupen und vieles anderen Geschmeißes, dessen häufige Vermehrung

Brasil. Thabiti und Tapeti. Nordamerik. Soutanda. S. Dictionn. des Anim. II. 649. *Vallm.* de Bom. Dict. *VI.* 317. Lat. *Lepus* quasi Levipes. Das Junge, Lepusculus. Lemery Mat. Lex. p. 631. Ludovici Kaufm. Lex. *III.* p. 302.

Lepus timidus, caudâ abbreviatâ, auriculis apice nigris. Linn S. N. *XII.* p. 77. Faun. Suec. 25. Lepus vulgaris cinereus Klein. Quadr. L. 51. Brisson. Quadr. *p.* 94. Lepus Raji Quadr. p. 204. Gen. Quadr. p. 681. (f. bona) Ejusd *Ic.* Quad. fig. *p.* 104 bona. *Aldrov.* Quadr. digit viv. p. 347. Jonst. Quadr. p. 109. T. 65 [fig. bona) Worm Mus. p. 321. Rzac. H. Nat. *Poln.* p. 219. Ejusd. Auctuar *p.* 311. Ch*arlet.* Exerc. P. 23. Kolbens Vorg. b. 4to p. m. 346. Krameri Austr. p. 315. n. 2. Ephem. Nat. Cur. Dec. I. An. 2. obs. 251 und An. III. obs. 93. it. Dec. III. An. V. obs. 225. Barthol. Acta 1671. n. 136. *Valent.* Theatr. Zoot. p. 741. Müllers Linn. Natursf. p. 318. Hallens Thiere p. 408. Döbels Jägerprakt. p. 29. Merkleins Thierr. p. 65.

Mayers Abbild. v. Thieren II. Tab. 32. Pennants Britt. Zool. von Hrn. v. Murr p. 36. Hist. physik. Leipz. Mancherlei *II.* B. p. 345. — 362. Neuhofs China fol. p. 348. Egedens Grönl. p. 86. Kranzens Grönl. I. 95. Pontopp. Norrw. II. p. 19. Lemms Lappen p. 97. Ridingers jagdbare Thiere Tab. 13. gr. *fol.* Ebend. Abbild. der Thiere V Th. *fol.* Tab. 76. 77.

die Natur vielmehr zu verstatten oder zu dulden, als zu verordnen scheinet? Die Hasen- und Kaninchenarten aber haben für uns den doppelten Vortheil, ihrer ansehnlichen Menge und nicht geringern Nutzbarkeit. Die ersten sind überall, und sehr häufig in allen Himmelsstrichen des Erdbodens verbreitet; die letztern, ob sie gleich ursprünglich aus einer besondern Gegend abstammen, vermehren sich doch allenthalben so außerordentlich, wo man sie nur immer hin versetzen mag, daß ihre Vertilgung da, wo sie einmal sich eingenistet haben, fast unmöglich zu bewerkstelligen ist. Es gehört schon viel Kunst dazu, ihre Menge so zu vermindern, daß wir keine sonderliche Beschwerden durch sie zu dulden haben.

Wenn man über eine so unbegrenzte, verschiedenen Thiergattungen ertheilte Fruchtbarkeit, über die aus derselben entstehende zahlenlose Brut, über die schleunige und unbegreifliche Vermehrung gewisser Thiere gehörig nachdenket, welche plötzlich entstehen, und millionenweise daher ziehen, die Gefilde zu verwüsten und Länder zu verheeren; so geräth man in Erstaunen, daß die Natur nicht selbst von ihnen angefallen wird; man befürchtet beinahe, daß ihre Scharen die Natur unterdrücken, ihr Wesen aufzeh-

ren, und endlich, mit ihr, selbst umkommen mögten.

In der That siehet man mit einem schaudernden Entsetzen die belebten Gewölke, die geflügelten Heerscharen hungriger Insekten anziehen, welche dem ganzen Erdkreis Verwüstung zu drohen scheinen, und, wenn sie auf den fruchtbaren Ebenen von Aegypten, Polen oder Indien sich niederlassen, in einem Augenblicke die Arbeiten und Hofnungen eines ganzen Volkes zernichten, den grünen Erdboden völlig seines nährenden Schmuckes berauben, und so die gesegnetesten Gegenden in dürre Wüsten verwandeln, indem sie weder des Kornes und Früchte, noch der Kräuter, weder der Wurzel, noch der Blätter schonen. Von den nordischen Gebirgen siehet man unzählbare Scharen hungriger Ratten herunterziehen, die gleich einer Flut, oder gleich einer Austreibung der lebendigen Substanz aus ihren Schranken, die Ebenen überschwemmen, sich bis in die mittäglichen Provinzen ausbreiten, und nach kläglicher Zerstörung alles dessen, was ihnen auf ihrem Wege Lebendes und Wachsendes vorkömmt, endlich den Schluß, durch Vergiftung der Erde und Ansteckung der Luft mit ihren Aesern, machen.

In den mittägigen Ländern siehet man aus den Wüsten auf einmal Myriaden von Ameisen hervorkommen, die wie ein unerschöpflicher Strom, in gedrängten Kolonnen anlangen, sich unaufhörlich verstärken, aller bewohnten Oerter sich bemächtigen, Menschen und Thiere daraus verjagen, und erst nach einer allgemeinen Verheerung einer solchen unglücklichen Gegend ihren Rückzug antreten. Und hat man zu den Zeiten, wo der noch halb wilde Mensch, gleich den Thieren, allen Gesetzen, sogar den Ausschweifungen der Natur unterworfen war, nicht eben dergleichen Uiberschwemmungen der Menschenart wahrgenommen. Sahe man damals nicht Normannen, Alanen, Hunnen, Gothen, Völker, oder vielmehr Völkerschaften von Thieren mit Menschengesichtern, ohne Heimat und ohne Namen, plötzlich aus ihren Hölen und Winkeln hervorbrechen, in wüthenden Heerden herumziehen, alles blos durch die Macht ihrer überströmenden Menge unterdrücken, Städte ausplündern, Reiche umstürzen, und, nach Aufreibung der Völkerschaften und Verwüstung des Erdbodens, den Schluß damit machen, daß sie den Erdboden wieder mit Menschen,

die eben so neu, und noch barbarischer waren, bevölkerten?

Indessen hat man doch alle diese große Begebenheiten, alle diese in der Geschichte so merkwürdige Denkzeiten, blos für kleine Abwechselungen im gewöhnlichen Laufe der lebenden Natur zu halten. Im Ganzen betrachtet, ist sie allezeit beständig, und immer dieselbe. Ihre stets ordentlich eingerichtete Bewegung drehet sich auf zween unbeweglichen Angeln, nämlich auf der allen Gattungen mitgetheilten unumschränkten Fruchtbarkeit, und auf die unzählbaren Hindernisse, welche die Hervorbringungen dieser Fruchtbarkeit auf ein bestimmtes Maß bringen, und in einerlei Art fast immer nur einerlei Menge von Geschöpfen übrig lassen.

Wie aber diese unzählbare Menge von Thieren, die auf einmal zum Vorschein kommen, auf eben diese Art wieder verschwinden, ohne daß der Hauptstamm dieser Arten dadurch vermehret würde; so bleibt auch der Hauptstamm des menschlichen Geschlechtes immer derselbe. Doch muß es natürlicherweise mit ihren Veränderungen etwas langsamer zugehen. Das Leben der Menschen dauret ungleich länger, als das Leben kleiner Thiere, die

Abwechselungen also von Vermehrungen und Verminderungen müssen sich nothwendig erst von weitem zubereiten, und folglich erst viel später zu Stande kommen. Diese Zeit selbst ist blos ein Punkt in der Dauer, ein bloßer Augenblick in der Folge der Jahrhunderte, der aber einen stärkern Eindruck auf uns macht, als die andern Zeitfolgen, weil er mit Entsetzen und Verheerung begleitet war. Denn wenn man die Erde und das ganze Menschengeschlecht überhaupt betrachtet, so muß die Anzahl der Menschen, wie der Thiere, bis auf einen geringen Unterschied, zu allen Zeiten fast eben dieselbe seyn, weil sie von einem beständigen Gleichgewichte natürlicher Ursachen abhänget. Alles ist schon seit langer Zeit zu diesem Gleichgewichte gebracht worden, und es wird, aller menschlichen Bemühungen, aller sittlichen Vorfälle ohnerachtet, immer unerschüttert bleiben. Diese Vorfälle, diese Umstände gründen sich selbst blos auf natürliche Ursachen, und sind als besondere Wirkungen derselben zu betrachten. Der Mensch mag so viel Sorge, als er will, für das Beste seiner Art hegen, so wird er sie doch an einem Ort blos vermehren, um sie an einem andern zu vertilgen oder zu vermindern. So

bald

bald ein Stück Land mit Menschen überladen ist, fangen sie an, sich zu zerstreuen, sich auszubreiten, einander aufzureiben, zugleich aber Gesetze und Gewohnheiten einzuführen, welche der übermäßigen Vermehrung nur allzusehr im Wege stehen.

In übermäßig fruchtbaren Gegenden, als in China, Aegypten, Guinea, verbannet, verstümmelt, verkaufet oder ersäuft man viele Kinder. In Frankreich verurtheilet man eine große Menge zu einem beständigen ehelosen Stande. Die schon wirklich vorhandenen maßen sich leicht gewisser Rechte über diejenigen an, die sich noch im Reiche der Möglichkeit befinden. Sie vernichten, als nothwendige, die zufällige Wesen. Sie unterdrücken, um ihrer Bequemlichkeit willen, die künftigen Geschlechter nach eigenem Gutbefinden. Man thut unvermerkt bei den Menschen eben das, was bei den Thieren geschieht. Man wartet und vermehret sie, man verabsäumt und zerstöret sie, nachdem es unsre Bedürfnisse und Vortheile, oder die aus einer Vermehrung entstehende Unbequemlichkeiten oder Ungemächlichkeiten zu erfordern scheinen.

Da nun aber alle dergleichen sittliche Wirkungen selbst von solchen physischen Ursachen abhängen, die seit Entstehung der

Er-

Erde sich in einem bestimmten Zustand und beharrlichem Gleichgewichte befinden, so ist es begreiflich, daß bei den Menschen so wohl, als bei den Thieren, die Anzahl einzelner Geschöpfe jeder Art nicht anders, als beständig seyn kann. Diesen festgesetzten Zustand aber, diese beständige Zahl, hat man doch nicht als unumgänglich nothwendige Vielheiten (quantités absolues) zu betrachten; denn alle diese physikalische und moralische Ursachen, und alle daraus entstehende Wirkungen schwanken zwischen gewissen, mehr oder weniger ausgedehnten Grenzen, die aber niemals groß genug sind, das festgesetzte Gleichgewicht aufzuheben.

In unserm Weltgebäude ist alles in beständiger Bewegung. Alle in der Materie vertheilte Kräfte wirken gegen einander, um sich das Gleichgewicht zu halten. Solchemnach geschieht alles durch Arten von Schwingungen, deren mittlere Punkte diejenigen sind, worauf wir den ordentlichen Lauf der Natur beziehen, und deren äußerste Punkte die entferntesten Perioden derselben ausmachen. In der That pflegt auch, so wohl bei Thieren, als bei Pflanzen, die Unfruchtbarkeit gemeiniglich unmittelbar auf übermäßige Vermehrung zu folgen, also Uiberfluß und Mangel sich wechselswei-

se zu zeigen, und oft so nahe auf einander zu folgen, daß man aus dem, was das vergangene Jahr brachte, ziemlich sicher beurtheilen kann, was man sich von dem folgenden zu versprechen habe. Die Aepfelbäume, die Pflaumenbäume, die Eichen, Buchen und die meisten andern Obst- und wilden Bäume, pflegen immer nur in Einem Jahre von zweien reichliche Früchte zu bringen. Raupen, Käfer, Feldmäuse und viele andere Thiere, welche sich in gewissen Jahren übermäßig vermehren, wird man im folgenden Jahr allemal nur in kleiner Anzahl wahrnehmen. Was würde dann auch aus den Gütern der Erde, was aus den allernutzbaresten Thieren, und was aus den Menschen selbst werden, wofern in solchen übermäßig fruchtbaren Jahren ein jedes von erwähnten Ungeziefern seines Gleichen für das künftige Jahr durch eine Zeugung hervorbringen sollte, die mit ihrer Anzahl im Verhältniß stände? Das haben wir aber nie zu fürchten. Die Ursachen der Vertilgung, der Zernichtung und Unfruchtbarkeit sind immer unzertrennliche Folgen der Ursachen einer allzu übermäßigen Vermehrung. Außer der Ansteckung, als einer unausbleiblichen Folge der allzu stark an einerlei Ort angehäuften lebenden

Materie, finden sich in jeder Art noch besondere Ursachen des Todes und der Zerstörung, die wir in der Folge noch anzeigen wollen, und welche schon allein den vorhergehenden übermäßigen Erzeugungen die Wage halten können.

Ich wiederhole übrigens die Einschränkung noch einmal, daß man dieses nicht in einem unbedingt nothwendigen, oder auch nur allzustrengen Verstande nehmen müsse, vornämlich bei denjenigen Arten, welche der Natur nicht ganz allein überlassen sind. Der Mensch und alle Gattungen von Geschöpfen, die er einer besondern Vorsorge würdiget, sind alle viel zahlreicher, als man sie ohne diese Vorsorge finden würde Die enge Schranken aber dieser Vorsorge selbst machen, daß die daher entstehende Vermehrung seit langer Zeit in eben so enge Grenzen eingeschränkt ist, und allenthalben unveränderliche Grenzen herrschen. In wohleingerichteten, gesitteten Ländern sind also zwar die Arten, des Menschen so wohl, als der nutzbaren Thiere, viel zahlreicher, als in andern Himmelsstrichen, sie gelangen aber doch nie zu einer Uibermaße, weil eben die Macht, welche sie entstehen läßt, sie auch, so bald sie anfan-

fangen beschwerlich zu werden, wieder zerstöret.

In Gehegen, die man zum Vergnügen der Jagd unterhält, werden oft bei einem einzigen Klopfjagen vier bis fünf hundert Hasen getödtet. Ihre Vermehrung ist sehr beträchtlich. Sie haben zu allen Zeiten und schon im ersten Jahr ihres Lebens, das Vermögen, zu rammeln. *) Die Satzhasen tragen gemeiniglich nur dreißig bis ein und dreißig Tage, setzen dann drei bis vier Junge, und pflegen gleich nachher den Rammler wieder zuzulassen. Dies thun sie sogar, wenn sie trächtig sind, und so erfolgt oftmals eine Überfruchtung, wegen der besondern Bildung ihrer Zeugungstheile, an welchen die Mutterscheide mit dem Körper der Mutter in Einem fortgehet. Es findet sich weder Muttermund, noch

*) Wenn die Hasen im März, oder in kurzen Wintern schon im Februarius rammlen, so jagen sie einander herum und gehen dabei so lustig zu Werke, daß die Wolle oft in ganzen Stücken um sie her flieget. Vermerkt ein Rammler nicht gleich seine Häsin wieder, so pflegt er ihr, wie ein Hund, auf der Fährte nachzulaufen. Geschiehet es aber zu frühzeitig und kömmt etwa noch ein Nachwinter, so müssen die armen Häschen des ersten Satzes nothwendig erfrieren.

M.

Mutterhals, wie bei andern Thieren, sondern die Mutterhörner haben jedes ein Mundloch, welches nach der Mutterscheide sich öffnet und beim Satz erweitert. Man hat also beide Hörner als zwo von einander unterschiedene, abgesonderte Bärmütter zu betrachten, deren jede für sich, ohne die andere, so wirken kann, daß die Häsinnen oder Setzhasen zu verschiedenen Zeiten durch eine jede dieser Bärmütter empfangen und setzen können. Die Uiberfruchtungen müssen aus diesem Grunde bei diesen Thieren so häufig seyn, als man sie bei Thieren ohne dergleichen doppeltes Werkzeug sparsam und selten bemerket.

Die Setzhasen können demnach beständig in der Brunft und trächtig seyn. Ihre Geilheit ist ihrer Fruchtbarkeit angemessen.*)

Das

*) Von der unmäßigen Geilheit der Hasen leitet auch Döbel die vielen Hitzblattern derselben her, die einige so gar für die Franzosen halten wollen. Viele, sagt er, sind am Leibe, am Herzen, an der Lunge, besonders aber an der Leber und hinten am Schloße voll solcher Blattern. Weil aber davon in ihrem Wildprett gar nichts wahrzunehmen ist, so kann die Ursache zugleich im starken Hetzen und in den häufigen Erhitzungen bestehen. Einige bekommen davon einen rechten Grind oder Schorfe, auswendig auf dem Balge, auf dem

Rü-

Das beweiset noch ein andrer besonderer Umstand ihrer Bildung. Die Eichel ist nämlich an der weiblichen Ruthe fast eben so weit hervorragend, als an der männlichen. Da nun an der Häsin das Feigblatt nicht in die Augen fällt, und überdies die Rammler in ihrer Jugend weder Beutel, noch Geilen außen haben, so ist es oft schwer, den Hasen von der Häsin unterscheiden zu können. Daher ist es gekommen daß man geglaubt, es gäbe unter den Hasen viele Zwitter *), die Rammler setzten zuweilen Junge, wie die Setzhasen, und es fänden sich so gar einige darunter, die bald Rammler, bald Setzhasen wären und abwechselnd beider Verrichtungen thäten. **) Dergleichen Irrthümer konnten

Rücken und an den Blättern hinauf. Im Frühjahr und Sommer pflegen diese Hitzblattern sich wieder auszuheilen s. Döbel ꝛc. S. 30.

M.

*) S. Döbels Jägerpraktik p. 30. Man finde unter andern Thiergeschlechtern lange nicht so viel Zwitter, als unter den Hasen. Die Verwandlung eines Hasen aber in eine Häsin, welche von einigen geglaubet wird, ist unerweislich. M.

**) Hr. von Heppe in seinem wohlredenden Jäger S. 158 gestehet zwar ein, daß die Verwandlung

eines

leichlich vor Zeiten daher entstehen, weil die Häsinnen, die oft brünstiger als die Hasen sind, letztere bisweilen ehe bespringen, als sie von ihnen besprungen werden, und weil überdies die ersten den letztern von außen dermaßen gleichen, daß man sie allerdings ganz nahe und sehr genau betrachten muß, um sie nicht mit einander zu verwechseln.

Die Jungen haben, wenn sie gesetzt werden, die Augen offen. *) Wenn sie zwan-

eines Hasen in eine Häsin der Natur und ihren Gesetzen entgegen zu laufen scheine. Indessen erzählt er doch einen Vorfall, dem er als Augenzeuge beigewohnet, und welcher mir, wenn er gegründet ist, einer weitern Anzeige würdig zu seyn geschienen. Ein ihm untergeordneter Förster hatte nämlich zu Leibs, in der Hollenberger Revier, einen Rammler geschossen, der auf dem Kopfe zwischen den Löffeln zwei kleine feste Hörnerchen zeigte. Als der Förster ihn auswarf, entdeckten er und Hr. von Heppe vier junge Hasen in seinem Leibe, die etwan in Zeit von 8 Tagen hätten gesetzt werden müssen. Beide durchsuchten demnach alles, konnten aber nicht das mindeste Zeichen finden, daß dieser Hase ein Zwitter sey, außer daß er starke, mit Milch angelaufene Dutten hatte. — Wenn es nicht gänzlich wider die Natur stritte, fährt Hr. von Heppe fort, so könnte man durch dieses Beyspiel beinahe auf den Argwohn einer möglichen Verwandlung verfallen. M.

*) Es ist merkwürdig daß ein Rammler, wider die Art solcher Thiere, welche sich vom Laub und Früch-

zwanzig Tage lang von der Mutter gesäuget worden, sind sie schon fähig, sie zu verlassen, und selbst ihr Geäße zu suchen. Sie entfernen sich nie weit von einander, so wenig als von dem Orte, wo sie gesetzet worden. Dennoch leben sie einsam, und machen sich, ein jeder sein Lager *)

N 4 in

Früchten ernähren, oft seine eigne Jungen zerfleischet. Einige haben diese Grausamkeit seiner ungeduldigen Hitze zugeschrieben, welche durch die Häsin, so lange sie bei den Jungen verweilen muß, unbefriedigt gelassen würde. S. Döb. l. c. Hallen l. c. p. 411.

M.

*) Der Hase sitze, wo er wolle; wenn er in Ruhe gelassen wird, so scharret er erst von seinem Lager das Erdreich, Laub oder Schnee hinweg. Wo es dann am tiefsten ist, sitzet er mit den Käulen, und pflegt hernach seine beiden Vorderläufte dichte gegen den Kopf zu strecken. Oft sitzt er so fest und drückt sich, als ob man ihn gar nicht wahrnehmen solle. Die Augen hat er dabei beständig offen. So oft er sich in seinem Lager setzen will, thut er einen Niedergang auf 20, 30 und mehrere Schritte, sodann aber auf einmal einen Absprung. Wird er durch einen Jagdhund aufgejaget, so läßt er sich eine Meile hetzen, kömmt aber gemeiniglich wieder nach seinem Lager gelaufen. Bleibt man dabei stehen, so kann man ihn da empfangen. Döbel. l. c. p. 30.

M.

in einer Entfernung von etwa sechzig Schritten aus einander. Findet man also irgendwo ein junges Häschen, so kann man sicher darauf rechnen, in eben dieser Gegend noch eines oder zwei anzutreffen. Sie äßen sich lieber bei Nacht, als bei Tage. Ihre Nahrung besteht in Kräutern, Wurzeln, Blättern, Früchten, Getreide u. s. w. Pflanzen, die einen milchichten Saft enthalten, gehören unter ihre vorzüglichste Leckerbissen. Im Winter pflegen sie auch die Baumrinden abzunagen, und nur blos die Erlen und Linden unberührt zu lassen. Gezähmte Hasen füttert man mit Sallat und Hülsenfrüchten. Ihr Wildprett ist aber allemal in diesem Fall von schlechtem Geschmacke.

Sie ruhen oder schlafen den Tag über im Lager, und scheinen gleichsam nur des Nachts zu leben. Nur des Nachts pflegen sie herumzulaufen, sich zu äßen, und zu rammeln. Bei Mondschein kann man sie mit einander spielen, hüpfen, und sich einander herumjagen sehen. Allein die geringste Bewegung, das Rauschen eines abfallenden Blattes kann ihre Sicherheit und Ruhe stören. Sie fliehen alsdann bestürzt, jeder nach einer andern Seite.

Einige Schriftsteller haben versichern wollen, daß die Hasen wiederkäueten. Mir ist aber diese Meinung immer unwahrscheinlich vorgekommen, weil sie nur einen Magen, auch eine ganz andere Bildung des Magens und ihrer Därme, als andere wiederkäuende Thiere, haben. Bei den leztern ist nur ein sehr kleiner, bei den Hasen ein überaus weiter Blinddarm wahrzunehmen. Sobald man also die große Weite seines Magens, noch zu dem weitläuftigen Umfang seines Blinddarms füget, worin also ein großer Vorrath Geäße Platz findet, wird man einsehen, daß dieses Thier, wie das Pferd und der Esel, die einen eben so großen Blinddarm, und nur einen Magen haben, folglich nicht wiederkäuen, von Kräutern allein leben könne.

Die Hasen schlafen viel, und immer mit ofnen Augen. Die Wimpern fehlen ihnen an den Augenliedern, und sie scheinen überhaupt ein mittelmäßiges Gesicht zu haben. Zu ihrer Entschädigung wurden sie mit einem feinen Gehör, und, nach dem Verhältniß ihres Körpers, mit unmäßig langen Ohren oder Löffeln beschenket, welche sie mit überaus großer Leichtigkeit bewegen. Sie bedienen sich derselben statt

eines Steuerruders, um sich dadurch in ihrem Laufe, worin sie es an Schnelligkeit allen andern Thieren zuvor thun, zu richten. Ihre viel kürzere Vorder = als Hinterpfoten machen es ihnen weit leichter Berg an, als Berg ab zu laufen; daher suchen sie, bei Verfolgungen, vor allen Dingen einen Berg zu erreichen. Die Bewegung ihres Laufes besteht in einer Art von Gallop, oder in einer Folge sehr hurtiger, eilfertiger Sprünge. Ihr Lauf macht nicht das mindeste Geräusche; denn ihre Pfoten sind sogar unten mit Haaren bekleidet. Vielleicht sind sie auch die einzigen Thiere, welche selbst inwendig in ihrem Maule mit Haaren versehen sind.

Die Dauer ihres Lebens erstreckt sich auf sieben oder höchstens acht Jahre *), und steht, wie bei andern Thieren, mit der Zeit der Entwicklung ihres ganzen Körpers in einem richtigen Verhältniß. Beinahe wird ihr ganzes Wachsthum in einem Jahre vollendet, sie pflegen daher ohngefähr siebenmal ein Jahr zu leben. Die Rammler sollen, wie man glaubt, von einer längern Dauer seyn, als die Setz-

*) S. La Vénerie du Fouilloux à Par. 1614 fol. 65 recto.

Setzhasen. Mir scheint aber diese Beobachtung nicht gegründet zu seyn. Ihre Lebenszeit verstreichet in einer stillen Einsamkeit. Ihre Stimme höret man ehe nicht, als wenn man sie mit Gewalt greifet, martert oder verwundet. Sie bestehet nicht in einem scharfen Geschrei, sondern in einem Laute, welcher mit einer Menschenstimme viel Aehnliches hat. Man bemerkt an ihnen lange nicht so viel Wildheit, als ihre Sitten und Eigenschaften anzuzeigen scheinen. Vielmehr findet man bei ihnen eine Sanftmuth, welche sie zu einer Art von Erziehung fähig macht. Sie lassen sich leichtlich zähmen, und sogar zu Liebkosungen gewöhnen. Dennoch ist es nicht möglich, sie bis zu der gewöhnlichen Ergebenheit anderer Hausthiere zu bringen. Denn sogar die ganz klein eingefangene, und in Häusern erzogne Hasen suchen ihre Freiheit, und entfliehen aufs freie Feld, sobald sie dazu eine vortheilhafte Gelegenheit ablauern können. Ihr gutes Gehör, ihre Gewohnheit, gern auf den Hinterläuften zu sitzen, und sich der vordern als Arme zu bedienen, hat gemacht, daß man sie mit gutem Erfolg abgerichtet hat, sich mit einer Trommel hören zu las-

sen

sen, nach dem Takte Bewegungen zu machen u. s. w.

Uiberhaupt fehlt es dem Hasen weder an dem natürlichen Erhaltungstriebe, noch an Schlauigkeit, seinen Feinden zu entwischen. Er bereitet sich ein Lager, im Winter gegen Mittag, im Sommer gegen Norden. Um nicht so leicht gesehen zu werden, verbirgt er sich zwischen Erdschollen, die mit ihm einerlei Farbe haben.

„Ich habe, sagt Du Fouilloux l. c. einen Hasen gesehen, der so boshaft war, „daß er, so bald ein Waldhorn ertönte, „aus dem Lager aufstand, und sogleich, „wenn er auch eine Viertelmeile davon „entfernt war, nach einem Teiche lief, „darin fortschwamm, und sich mitten auf „demselben auf die Binsen setzte, ohne von „den Hunden im geringsten gejaget zu werden. Ein anderer lief wohl zwo Stunden vor den Hunden, fand aber im Laufen Gelegenheit, einen andern aufzutreiben, und bediente sich derselben, sich in „des Verjagten Lager zu setzen. Noch andere durchschwammen zween bis drei Teiche, wovon der kleinste wenigstens achtzig „Schritte breit war. Einige von denen, „welche ich selbst beobachtet, krochen, da

„sie

„sie vorher wohl zwo Stunden lang ge-
„laufen, unter der Thür einer Schafhorde
„hinweg, setzten sich unter das Vieh, und
„machten ein Männchen. Andere begaben
„sich, wenn die Hunde sie jagten, unter
„eine Heerde Schafe, die eben durch die
„Felder zog, und wollten diese nicht wie-
„der verlassen. Einige verbargen sich,
„wenn sie Windspiele höreten, unter die
„Erde; andere liefen an der einen Seite
„der Hecke hin, und kehreten auf der an-
„dern wieder zurück, so daß zwischen ih-
„nen und ihren Verfolgern, den Hunden,
„die Hecke beständig als eine Scheidewand
„blieb. Einige, wenn sie eine halbe
„Stunde gelaufen waren, stiegen auf eine
„alte, sechs Fuß hohe Mauer, und setzten
„sich in eine mit Epheu bedeckte Lücke von
„Holzwerk. Andere setzten durch einen
„Fluß, der wohl acht Schritte breit seyn
„konnte, und schwammen hernach in einer
„Länge von mehr als zweihundert Schrit-
„ten, mehr als zwanzigmal vor mir hin-
„über, und wieder herüber *).

Die

*] Cf. Hr. Karl Bonnets Betrachtung über die Na-
tur 2te Auflage 1772. p. 552. 553.

M.

Die hier angeführten sind wohl ohnstreitig die grösten Anstrengungen ihres natürlichen Triebes. Ihre gewöhnlichen Ränke pflegen weder so fein, noch so weit herbei geholet zu seyn. Genug, wenn sie bei starken Verfolgungen und Nachsetzung der Hunde, sich der Schnelligkeit ihres Laufes bedienen, sich darauf wenden, und einen Wiedergang versuchen. Ihren Lauf pflegen sie nicht gegen den Wind, sondern vielmehr nach der entgegengesetzten Seite zu richten. Die Häsinnen haben die Art, sich nicht so weit, als die Rammler zu entfernen, aber sich desto öfter zu wenden.

Uiberhaupt entfernen sich alle Hasen mit grösstem Widerwillen von dem Orte, wo sie gesetzet worden, wenn sie daselbst geheget werden. Sie kehren wieder nach ihrem Lager zurück, und wenn man sie zween Tage hinter einander jaget, so wiederholen sie den andern Tag eben die Wege und Abwege, die sie am ersten genommen. Geht ein Hase gerade fort, und entfernet sich weit von dem Orte, wo er aufgetrieben worden, so kann man sicher schließen, daß er hier ein Fremdling, und nur im Vorbeigehen dahin gerathen sey. In der

That

That kommen, besonders zur hauptsächlichen Rammelzeit, im Jänner, Februar und März, einige Rammler, denen es in ihrem Land an Häsinnen gebricht, von vielen Meilen her, solche aufzusuchen, und sich bei ihnen zu verweilen. Sobald sie aber von Hunden aufgetrieben worden, laufen sie nach ihrem Setzorte zurück, ohne jemals wieder zu kommen.

Die Setzhasen pflegen ihre Gegend niemals zu verlassen. Sie sind größer, aber doch viel furchtsamer, und weder so stark, noch so flüchtig, als die Rammler. Sie erwarten die Hunde nie so nahe beim Lager, als diese, und bedienen sich viel mehrerer List und häufigerer Abwege, sind auch viel zärtlicher und fähiger, die feinste Witterung zu spüren, sie scheuen sich vor dem Wasser und vor dem Thaue. Hingegen finden sich unter dem Rammlern viel sogenannte Sumpf- oder Bruchhasen (Lievres ladres), welche das Wasser suchen, und sich in Teichen, Morästen, Brüchen und andern sumpfigen Oertern jagen lassen. Diese Bruchhasen haben ein übel schmeckendes, auch alle Hasen, welche die niedrigen Ebenen oder Thäler bewohnen, ein unschmackhaftes und weißliches Wildprett. In Ländern aber, die mit erhabnen Hü-

gelu

geln besetzet sind, oder auf bergichten Ebenen, wo der Feldkümmel und andere feine Kräuter im Uiberfluße wachsen, hetzet man Hasen von vortreflichem Geschmacke. Hierbei muß man aber noch anmerken, daß auch in diesen Landen, diejenigen Hasen, welche tief in den Gehölzen sitzen, lange nicht so gut, als diejenigen sind, welche man in den Vorhölzern, oder auf den Feldern, und in den Weinbergen findet. Auch von den Setzhasen ist, bekanntermaßen, das Wildprett viel zärter, als von den Rammlern.

Die Beschaffenheit des Erdreiches hat auf diese Thiere so starken Einfluß, als auf alle andere. Aus diesem Grunde findet man die Berghasen viel größer und dicker, auch gemeiniglich anders gefärbt, als die Feldhasen. Die ersten sind brauner am Leibe, und unter dem Hals mit mehrerm weiß, als die fast ganz rothen Feldhasen, bezeichnet. In hohen Gebirgen und nördlichen Ländern haben sie den Winter über eine weiße, den Sommer hindurch wieder ihre ordentliche Farbe *). Man findet nur

*) Die schweizerischen Berghasen, sagt Hr. Faesi in seiner schweizerischen Geographie, gleichen im

nur sehr wenige, vielleicht sind es auch nur die ältesten, die beständig weiß bleiben

im Sommer vollkommen den andern, im Winter aber wird ihr Haar so weiß, daß man sie kaum vom Schnee unterscheiden kann S. Gaz. litt. de l'Eur. 65. Mars p. 46. In Norrwegen giebt es ungemein viele Hasen. Sie sind kleiner, als die dänischen und verändern im Winter ihre Farbe, da dann die braunen und grauen Haare schneeweiß werden. In den Wäldern fangen sie Mäuse, wie die Katzen, und pflegen sie unter dem Schnee zu verfolgen. Sonst nähren sie sich bis zu einer bessern und ergiebigern Jahreszeit mit Knospen von Birken. S. Pontopp. Norrw. II. p. 19. Cf. Altmanns Helvet. Eisgebirge S. 210. Die Berghasen, heißt es daselbst, fangen gegen den Winter, sobald nur die kalte Witterung anbricht, sogleich an, überall so weiß zu werden, daß man sie, wenn sie durch den Schnee laufen, kaum von diesem unterscheiden kann. Die Grundhasen bleiben das ganze Jahr hindurch überein gefärbet. Man muß, fährt er fort, hierbei die Wege der Vorsehung bewundern, welche diese Farbenänderung geordnet zu haben scheinet, damit ein solches Thier in den Monaten, wo alles mit Schnee bedeckt ist, nicht so leicht von den Raubvögeln könne gesehen und zur Beute gemacht werden. So bald aber der Schnee von den Bergen wegschmelzet, pflegen sie den weißen Winterrock anzulegen und wieder das graue Sommerkleid anzuziehen. Cf. Kranzens Grönl. I. p. 95. Egedens Grönl. p. 86. In Finmarken sagt Hr. Leem in seinen Nachrichten von den Lappen in Finmarken, S. 97 giebt es eine Menge Hasen, welche im Winter weiß, im Sommer grau, wie an andern Orten sind. Man

ben *); denn sie pflegen es alle, mit zunehmendem Alter, mehr oder weniger, zu werden **).

Die

schießt und fängt sie auf unterschiedene Weise: Besonders wird in den Gegenden ihres Aufenthaltes eine Art von Netzen, die aus Stäben und Stricken bestehen, an der Erde aufgespannt, worin sich die Hasen, wenn sie im Gebüsche herumstreifen, verwickeln. Die Russen bezahlen einen Hasenbalg mit ohnefähr 2 Groschen. Die Schweden brauchen sie zu Decken. leg. Neue Anmerk. über alle Theile der Naturl. III B. S. 539.

M.

*] Lepus albus seu caudatus *plane* candidus: Le Liévre blanc. Brisson Quadr. p. 95. n. 2. Lepus albissimus, toto nitens in corpore candori Klein. Quadr. p. 51. *Lepus* albus. Aldrov. Quadr. Dig. viv. p. 349. candidus Jonst. Quadr. p. 111. Dict. des Anim. II. 651.

M.

**] Selten einmal findet sich auch wohl in Nordländern ein schwarzer Hase, der aber von dem gemeinen blos dadurch unterschieden ist, daß er einen schwarzen Balg hat und am untern Theil der Läufte blaulicht aussiehet. Lepus niger. Le Liévre noir. Briss. Quadr. *p.* 95. n. 3. Dict. des Anim. *l.* cit. Klein. Quadr. *p.* 52. Lepus plane niger. Worm. Mus. p. 321. Müller l. c. p. 319. Hallen l. c. p. 412. In dem Dresdner Naturalienkabinet kann man einen solchen schwarzen Hasen zu sehen bekommen.

M.

Die Hasen aus den heißen Ländern, aus Italien, Spanien und aus der Barberei sind viel kleiner, als die Hasen in Frankreich und in andern nördlichen Ländern. In Aegypten waren sie, nach Aristotelis Berichte, kleiner, als in Griechenland. In allen diesen Himmelsgegenden sind sie auf gleiche Art ausgebreitet. Es giebt ihrer sehr viel in Schweden, Dännemark, Polen, Moskau, viele in Frankreich, Engelland und Deutschland; viele in der Barbarei, in Aegypten, auf den Inseln des Archipelagus, vornämlich zu Delos *); heut zu Tage Idilis genannt, welche von den alten Griechen die Benennung Lagia, wegen der großen Anzahl Hasen bekam, die daselbst angetroffen wurden. Es giebt ihrer auch viele in Lappland **), wo sie zehn Monate des Jahres über ganz weiß, in den zween heißesten Sommermonaten aber

*] S. Description des Isles de l'Archipel par Dapper. Amsterd. 1730. p. 375.

v. B.

**) S. Les Oeuvres de Regnard. Par. 1742. Tom. I. p. 180. Il genio vagante. Parma 1691. T. II. p. 46. Voyage de la Martiniere. Par. 1671. p. 74.

v. B.

in ihrer gewöhnlichen Tracht, oder falb erscheinen. Fast hat es das Ansehen, daß ihnen die Himmelsgegenden einerlei seyn mögen.

Indessen bemerket man doch, daß es in den Morgenländern weniger Hasen, als in Europa, und in dem mittägigen Amerika wenig oder gar keine giebt, ob gleich in Virginien, Kanada, *) und sogar in den benachbarten Ländern an der Hudsonsbai **), und an der magellanischen Strasse noch Hasen angetroffen werden. Die nordamerikanischen sind vielleicht von einer andern Art, als die unsrigen. Denn die Reisenden versichern, sie wären daselbst viel größer, auch ihr Wildprett weiß, und von einem ganz andern Geschmack, als das Wildprett unserer Hasen. ***) Sie setzen hinzu, die nordamerikanischen Hasen haareten sich niemals

*) Relation de la Gaspesie par le P. le Clerq. Paris 1691. p. 488. 489. 491. 492.

v. B.

**] S. Voyage de Robert. Lade. Par. 1744. T. II. p. 317. und la Suite des Voyages de Dampier Tom. V. p. 167.

v. B.

***) S. an beiden vorher angezeigten Stellen.

mals, und aus ihren Bälgen pflegte man ein vortrefliches Pelzwerk zu bereiten.

In den überaus heißen Landen, als in Senegal, *) Gambia, Guinea, **) vornämlich in den Gebieten Fida, Apam, Akra und in einigen andern unter dem heißen Erdgürtel

*) Die Hasen in Senegal, sagt Hr. Adanson in seiner Reise nach Senegal Brandenb. 1773. gr. 8. p. 38 kommen mit unsern französischen nicht ganz überein. Sie sind nicht völlig so groß und haben, in Ansehung der Farben, etwas mit unsern Hasen und Kaninchen gemein. Es scheint auch, als ob ihr weißes Wildprett sich dem Fleische der Kaninchen mehr näherte. Sie graben aber keinen Bau in die Erde und sind von einem vortreflichen Geschmacke.

M.

**] S. Allgemeine Hist. der Reisen d. A. III. B. S. 318 und IV B. S. 257. Hasen, die von den europäischen wenig unterschieden sind, giebt es hier häufig, besonders um Akra. Wenn die Schwarzen auf die Hasenhetze ausgehen, versammlen sie sich alle an einem Orte, wo sich diese Thiere aufhalten. Jeder hat zween oder drei Arms lange, schwarz gefärbte Stöcke. Darauf umringen sie den Platz, und machen mit den Stöcken ein solches Geklapper, daß die Hasen für Schrecken aus ihrem Lager herausspringen, und, indem sie entwischen wollen, auf die Köpfe geschlagen werden. So fängt man ihrer sehr viel und es steht jedem frei, sie zu hetzen. S. Artus in De Brys Ostind. VI. Th. S. 79.

M.

in Afrika und Amerika gelegenen Ländern, als in Neu Holland und in den Ländern auf der Landenge Panama, werden ebenfalls Thiere angetroffen, welche die Reisenden für Hasen angenommen haben, die aber vielmehr Kaninchen zu seyn scheinen. *) Denn die Kaninichenarten entspringen hauptsächlich aus den heißen Landen, und sind in den nördlichen Himmelsstrichen gar nicht anzutreffen, da hingegen der Hase desto stärker und größer ist, je einen kältern Himmelsstrich er bewohnet. **)

Die=

*) S. Voyage de Dampier aux terres australes Tom. IV. p. 111 und *le* Voyage de Wafer imprimé â la suite de celui de Dampier *IV.* p. 224. d. B.

**) Im LXIIten Bande der Philos. Transakt. 1772. n. 2 redet Hr. Daines Barrington von dem eigentlichen Unterschiede zwischen Kaninchen und Hasen. Die Ohren des Kaninchens findet er nicht nakter, als die Ohren des Hasen, auch die Augensterne nicht allgemein roth bei allen Kaninchen. In diesen beiden Stücken hat aber Hr. von Linné das eigentliche Unterscheidungsmerkmal der Kaninchen gesuchet. In der neuesten Ausgabe des Natursystems legt er diesem Thiere Ohren bei, die kürzer, als der Kopf, seyn sollen; das zahme Kaninchen hat aber ungleich längere Ohren. Hr. Barrington sucht also das Unterscheidungszeichen dieser beiden Thiere darin, daß die Hinterfüße des Hasen halb so lang sind, als die gan=

ze

Dieses an europäischen Tafeln so beliebte Thier, wird von den Morgenländern gänzlich verachtet. Das mahometanische, und noch lange vorher das jüdische Gesetz, haben zwar wirklich den Genuß des Hasenwildprettes, wie des Schweinfleisches untersaget; allein die Griechen und Römer haben es für eben so schätzbar, als wir, gehalten. Unter den vierfüßigen Thieren, sagt Martial, hat im Geschmack der Hase vor allen den Vorzug. *) Sein Wildprett ist in der That vortreflich. sogar sein Blut läßt sich, als das schmackhafteste und süßeste unter allen andern Arten, sehr wohl genießen. Das Hasenfett aber hat keinen Antheil an der Leckerhaf-

 tig-

Länge des Thieres vom Maul an bis zum Ursprunge des Schwanzes, da sie bei den Kaninchen wenig über einen Drittheil dieser Länge haben, und daß die Vorderfüße des Kaninchens verhältnißweise kürzer sind, als bei den Hasen. Von der weißen Farbe der vierfüßigen Thiere in den nördlichen Ländern behauptet er, das Haar verändere für sich nicht seine Farbe, sondern es pflege zwischen demselben ein längeres, weißes Haar hervor zu wachsen.

M.

*) Inter quadrupedes gloria prima Lepus. Martial.

tigkeit seines Wildpretts; denn so lange der Hase noch auf dem Felde in Freiheit lebet, wird er nie Fett ansetzen. Im Hause hingegen erzogen, ist er in Gefahr, an allzuhäufigem Fette zu sterben.

Die Hasenhetze ist ein angenehmer Zeitvertreib, oft wohl gar die einzige Beschäftigung müßiger Landleute. Jedermann kann sich damit abgeben, weil sie gewissermaßen nützlich ist, und weder besondere Zurüstung, noch Unkosten erfordert. Man gehet früh Morgens oder des Abends an die Ecke des Waldes, und erwartet hier den ins Lager gehenden, oder aus dem Lager kommenden Hasen. Des Tages über wird er an den Orten, wo er sein Lager hat, aufgesuchet. Wenn bei heiterm Sonnenschein eine frische Luft herrschet, und der Hase wieder in sein Lager kömmt, so pflegt ein von seinem Körper aushauchender Dunst in Gestalt eines kleinen Rauchs, welchen der Jäger von weitem wahrnehmen kann, aufzusteigen. Dies wird ihm desto leichter, jemehr seine Augen zu dergleichen Art von Beobachtungen gewöhnet sind. Ich habe Jäger gekennet, welche, durch dieses Anzeigen geleitet, eine halbe Meile weit giengen, um den Hasen im Lager zu tödten. Man kann ihm leicht sehr nahe kommen,

wenn

wenn man sich besonders so anstellet, als ob man ihn gar nicht bemerke, und, anstatt gerade auf ihn loszugeben, ihn durch schräge Wendungen in der Sicherheit überraschet. Die Hunde scheuet er vielmehr, als die Menschen, und er ziehet schon von weitem aus, wenn er einen Hund von ferne wittert oder höret. Ob er gleich viel schneller läuft, als die Hunde, so pflegt er doch keinen geraden Weg zu nehmen, sondern sich zu wenden, und manchen Wiedergang um den Ort herum zu thun, wo er aufgetrieben worden. Bei dieser Gelegenheit rahmen *) ihn die Windspiele, die mehr nach dem Gesicht, als nach der Witterung hetzen, greifen und würgen ihn.

Im Sommer hält sich der Hase gern in den Feldern auf, im Herbst in Weinbergen, zur Winterszeit in den Gebüschen oder Gehölzen. Zu allen Zeiten kann er, ohne Schuß, mit Hunden gehetzet, auch so gar durch Raubvögel gefangen werden. Die Ohreulen, Weiher, Adler, Füchse

 und

*) Der Hase wird von den Hunden gerahmet, wenn ihm diese zu nahe kommen, aber doch fehl greifen und er sich herum wendet.

M.

und Wölfe bekriegen oder verfolgen ihn eben so stark, als die Menschen. Die Anzahl seiner Feinde ist so groß, daß er es unter die glücklichen Zufälle zu rechnen hat, wenn er ihnen entgehet. Nur höchst selten lassen ihm diese die von der Natur ihm bestimmte kleine Zahl von Lebensjahren wirklich erreichen.

XII.

Anhang zur Geschichte des Hasens.

Nach Herrn Daubenton und einigen andern Schriftstellern.

Die meisten jungen Häschen haben auf der Scheitel des Kopfes einige weiße Haare, die man als ein Merkmal, mit dem Namen des Sterns beleget. Diese kleine Bläße vergehet gemeiniglich beim erstenmal Haaren. Bei manchen bleibt sie auch bis ins höchste Alter.

Uiberhaupt sind aber die Hasen (Tab. L.) mit einem langen, schmalen, von der Schnauze bis an den Anfang der Ohren gebogenen Kopfe begabet. Sie haben eine große Schnauze, und ihre Nasenlöcher

das

das Ansehen eines zweiten Maules, das etwa vier Linien über der Oefnung der Lefzen steht, weil sich an der Scheidewand der Nasenlöcher eine Vertiefung findet, die eine Fortsetzung ihrer Oefnung zu seyn scheinet, und sie beide in einer eben so langen Spalte, als das Maul ist, vereiniget. Die Oberlippe ist in der Mitte ausgeschnitten, und fast ganz, durch eine ziemlich breite Kerbe getheilet, welche sich bis an die Vertiefung der Scheidewand beider Nasenlöcher ausdehnet. Die große eirunde Augen stehen fast in der Mitte des obern Theiles der Seitenflächen des Kopfes. An jeder Seite des Maules erblickt man einen aus Borsten bestehenden Knebelbart, wovon die größten Haare vier Zoll und länger, an der Wurzel schwarz, übrigens bis an die Spitze weiß zu seyn pflegen. Man bemerkt auch einige derselben über den Nasenlöchern, über und unter den Augen.

Die Ohren erstrecken sich vorwärts und scheinen an ihrem Ursprung einander zu berühren. Ihre Spitzen stehen ein wenig ab von einander, besonders an den Häsinnen, welche die Jäger an diesem Zeichen erkennen. *) Die Oefnung des Oh-

*) Der Hase wird vor der Häsin dadurch erkannt, weil der Hase die Löffel zusammen hält und gera-
de

Ohres ist nach der Seite gerichtet, ihr vorderer Rand einwärts, der hintere auswärts gebogen. Der gestreckte Leib des Hasen ist in seiner ganzen Länge beinahe von gleicher Dicke, der kurze Schwanz allemal nach oberwärts gekrümmet.

Die Vorderpfoten oder Läufte sind kurz und dünne, besonders am Untertheile des Vorderkegels *). Der Theil des Hinterlauftes, welcher mit dem Beine des Menschen übereinkömmt, ist nach Verhältniß nicht größer, als der Vorderkegel; der Hinterfuß aber, die Mitte desselben und die Fußwurzel, zeigen durch ihre Größe, wie die Lenden **), die Stärke des Hasens zum Laufen deutlich an, so wie man aus der

de nach dem Rücken hin, die Häsin aber sie auseinander hänget, und sie mehr seitwärts an den Kopf leget. Außerdem hat auch der Hase noch einen kürzern und wollichtern Kopf, ingleichen einen längern und stärkern Knebelbart. Gemeiniglich ist er auch auf dem Rücken hin dunkel grauer und an den Blättern röthlicher. Die Häsin sitzet überdies fester, als der Hase.

M.

*] Avant - bras.

**] Le. Rable.

der Länge der Hinderläufte die Leichtigkeit, womit er vorschießt, beurtheilen kann. Er hat vier Zehen an den Hinter- und fünf an den Vorderläuften. Jede endigt sich in einen Nagel von mittelmäßiger Stärke, der in der Haut verborgen stecket. Alle Füße sind ganz behaaret, und es findet sich am Hintertheile der vordern und hintern Mittelfüße und Fußwurzeln ein buschichtes Haar in Form der Bürsten, das bis an den Stral sich erstrecket.

Der Hase hat sechs Schneidezähne, vier im obern, zween im untern Kinnbacken, zwei und zwanzig Backenzähne, zwölf oben, sechse nämlich auf jeder Seite, zehne unten, auf jeder Seite fünfe, in allem acht und zwanzig Zähne. Die obern Schneidezähne stehen einer hinter dem andern. Die zween vordersten sind lang, und mit den Waffen des untern Kinnbackens der Eber gewissermaßen zu vergleichen; denn beide sind in einen halben Zirkel gekrümmet und gehen über die Hälfte ihrer Länge in den Knochen. Die kleinern stehen hinter den großen. Die beiden Schneidezähne des untern Kinnbackens findet man viel stärker und länger, als die großen des obern Kinnbackens, aber nicht so stark gekrümmet. Ihre Länge beträgt

funfzehn Linien. Vermittelst dieser Schneidezähne pflegen die Hasen die Rinden der Bäume abzubeißen. Die größten Backenzähne sind 7 Linien lang. Die obern stehen sehr wenig aus den Knochen hervor. Ihre Wurzel ist hol und ohne Zacken.

Ob wohl Herr von Buffon schon unterschiedener Abänderungen vom Hasen Erwähnung gethan, deren Unterschied größtentheils auf den Ort ihres Aufenthaltes und auf die Veränderung ihrer Farben gegründet ist; so wird es doch manchen Lesern angenehm seyn, hier alle bekannte Abänderungen beisammen zu finden, um desto besser übersehen zu können, worin sie von einander abweichen. Man lieset in den Schriftstellern:

1) Von Berghasen, die ein dichteres und schwärzeres Haar, auch weit mehr Schüchternheit, als die Feldhasen zeigen. S. oben S. 208.

2) Bruch = oder Sumpfhasen. S. oben S. 207.

3) Feld = oder Grundhasen. S. Ebend. Diese sind klein, setzen mitten in den Saatfeldern, [illegible] hen zur Erntezeit aus einem Feldstück ins andere, pflegen sich auch hinter den Misthaufen nie=

nieder zu drücken, und verbergen sich, wenn alles abgemähet ist, in altem Gras oder im Flachse. *)

4) Gehörnten Hasen (Tab. LI.). *) Zuweilen bringt die gesetzlose Natur, wider ihre Gewohnheit, gehörnte Hüner, Hindinnen, und Rehgreisen, also auch wohl gehörnte oder Hirschhasen hervor, da sie sonst überhaupt nur die zweiklauigen Thiere zu Hörnerträgern bestimmt zu haben scheinet. Dergleichen seltene Hasenhörner sind eigentlich ordentliche mit Enden versehene Geweihe. Der berühmte Danziger Naturforscher, Hr. Klein, dem wir unsre Abbildungen der gehörnten Hasen abgeliehen, hat in seiner Sammlung

*] S. Hallens Thiere I. p. 412.

**) Lepores cornuti, qui pro monstrosis habentur. Klein. Quadr. p. 52. Tab. III. Euphem. Nat. Cur. Dec. II. An. VI. Obs. 183. p. 368. Meiers Abbild. der Thiere p. 9. f. 33. Hallens Thiere p. 412. f. 20. Merkleins Thierr. p. 67. f. 2. Jonst. p. 158. Tab. 65. Gaz. litt. de Berl. 73. p. 410. Liévre cornu. Lievre Cerf. Dict. des Anim. II. p. 652. Collect. Acad. T. IV. Pl. VII. f. 3.

Gehörnte Hasen. Tab. LI.

v. Büff. N. d. Vierf. T. III T.

lung selbst ein solches Geweih besessen, und Balbinus versichert, im Norrwegischen wär es nichts ganz Ungewöhnliches, dergleichen Thiere zu sehen. In Sachsen hat, wie Gessner berichtet, ein vornehmer Herr einen gehörnten weißgrauen Hasen ein ganzes Jahr lang erzogen. Herr Renaudat erzählet, *) zu seiner Zeit habe der Herzog von Vitry einen Hasen dieser Art auf der Jagd gefangen, und mit selbigem dem Könige von Engelland, Jakob dem ersten, ein angenehmes Geschenke gemacht. Die Richtung des Geweihes wendet sich an einigen mehr nach vorn, als an andern.

5) Von Holzhasen, die sich den Winter über in Erlen- und Fichtengründen aufhalten, und hauptsächlich die Gebüsche bewohnen; des Nachts aber ihre Nahrung auf den Feldern suchen. **)

6. Von

*) S. Melanges d'Hist. et de Litterat. par Vigneul-Marville Tom. III. p. 239. und Amerk. über alle Theile der Naturl. III. 540.

M.

**) S. Hallen l. c.

6) Von Sand- oder Steinhasen. Diese sind, wie die sogenannte tyrolische Schneehasen, mit den Weißen einerlei.

7) von schwarzen, und
8) von weißen. *)
} S. oben S. 208 f.

*] Die Farben der Hasen sind nach der Verschiedenheit so wohl der Länder und Jahreszeiten, als des Alters u. s. w. veränderlich, sunt alii, sagt Hr. Scheffer, ehemaliger Lehrer auf der Univers. Upsal, cyanei, alii in terris nigris fusci, alii in rubris rutili. Oviedus in America quosdam vagari scribit, quorum dorsum leporini est coloris; reliquum corpus album, latera leucophaea. Observati, ut Plinius prodit, albi in Alpibus et in summis Ananiae variis montibus. S. Anm. über alle Theile &c. l. c. p. 539.

II. Anhang.

Von der Nutzung des Hasens. *)

Auch dieses nützliche Thier ist von je her nicht blos um der lustigen Hetze und um seines Wildpretts willen, sondern wegen viel anderer Vortheile berühmt gewesen, die man sich in der Haushaltung und in der Arzneiwissenschaft von selbigem zu versprechen pflegte, zum Theil auch wirklich zu erwarten hatte. Man bedienete sich von demselben ehemals, auch zum Theil noch jetzo

1. der Felle oder Bälge. Mit diesen wird so wohl in Engelland und Hol-

*) S. Döbels Jägerprakt. p. 31. Merkl. Thierr. p. 69 — 72. Hallens Thiere *I.* p. 412. Ludovici Kaufmanns Lex. III. 302. Lemery Mater. Lex. p. 631. Diction. des Anim. II. p. 650.

land, als in Deutschland, ein starker Handel getrieben, weil die Haare davon, wegen ihrer Gelindigkeit, um deren willen sie einige Jäger auch Wolle zu nennen pflegen, in Hut- und Strumpffabriken stark gebraucht werden. Auf der Leipziger Messe sieht man davon viel tausend Stück einkaufen, und ganze Fässer voll nach Engelland versenden. Auch die Kürschner pflegen viele davon zu verarbeiten. Sie geben ein fürtreflich warmes Futter, das man sonderlich wider Flüsse für ungemein dienlich erachtet.

Unter den Hasenbälgen hält man die weißen, die aus kalten Ländern, sonderlich aus Moskau kommen, für die besten und größten; da man hingegen die andern, die ein röthliches Haar, mit etlichen weißen untermischet, haben, für geringer ansiehet. Die weißen Hasenbälge lassen sich, wegen ihrer langen Haare, bequem zu Futter und Aufschlägen an Winterkleidungen, die gemeinen grauen aber, zu gewöhnlichem Pelzfutter gebrauchen. Im Uibrigen soll zu Paris eine Manufaktur seyn, worin man

die

die Haare der Hasen, wie die Seide, spinnet, und aus ihnen Beinkleider, Strümpfe, Handschuhe ꝛc. verfertiget, deren Güte man so vorzüglich, als ob sie aus peruanischer Wolle gemacht wären, beschreibet.

Sonst pflegte man die Haare auch, entweder unter blutstillende Sälbchen gemischet, oder mit einer andern Blutstillung aufgelegt, wider alle Arten von Blutflüssen zu empfehlen.

2. Des Hasensprunges *), oder eines kleinen Knochens, etwan eines halben Zolles lang, der sich in den Hinterläuften, im Gelenk, an der Hesse befindet. Er wurde zu Pulver gemacht, Gebärenden, auch wider die Kolik, Stein, Seitenstechen u. s. w. eingegeben. Die Hinterläufte pflegen den Goldschmieden, zu Glättung des Silbers, auch den Vergoldern, Buchbindern ꝛc. in ihren Arbeiten gute Dienste zu leisten.

3. Des Hasenfetts **), wider eingestossene Splitter, zu Erweichung großer Ge-

*) Talus *leporinus*. Astragalus leporum. S. Döbel *l. c. p.* 31, Merkl. *l.* c. p. 71.

**) S. Ebend.

Geschwulste, beschwerlicher Leichtdornen, auch, hinter das Ohr geschmieret, wider die Zahnschmerzen.

4. des Hasenschweißes, der, über die Haut gestrichen, ein schönes Angesicht machen, Sommerflecken vertreiben, getrocknet aber und pulverisirt wider den Durchfall bewährt seyn sollte. Döbel versichert sogar, wenn man ein rohes leinewandnes Tuch in frischen, warmen Hasenschweiß eintunket, und so trocknen läßt, solle man dieses Tuch als ein vortrefliches Mittel wider die Rose brauchen können.

5. des Gehirns. Mit diesem wurde das Zahnfleisch kleiner Kinder, um den Durchbruch der Zähne zu befördern, ehemals in größtem Zutrauen, fleißig bestrichen. Einige verordneten es gebraten, wider das Zittern der Glieder, nach überstandnen großen Krankheiten, andere mit Wein, für diejenigen, welche das Wasser nicht halten konnten. Um die Möglichkeit einer solchen Wirkung, und um die Art, wie sie geschehen könne, lies man sich unbekümmert. Genug, daß man in solchen Fällen mit einem guten

ten Glauben bewafnet war, und gemeiniglich, im besten Zutrauen auf die unnatürlichsten Mittel, dahin starb.

6. des Kopfes, der Augen, des Herzens, der Lunge, der Leber, der Galle, der Nieren, der Geilen, der Gebärmutter, des Kothes, des Harns, des Labs *) und? — Schade, daß er nicht noch mehrern brauchbaren Unrath bei sich hat! um aber desto sicherer zu seyn, daß nichts ungenutzt oder ungenossen blieb, ließ man endlich den Hasen ganz mit Haut und Haar zu Asche verbrennen, und fütterte damit, in Form eines Pulvers oder einer Lattwerge diejenigen, welche vom Stein- und Nierenschmerz noch nicht genug geplaget waren.

Man wird leicht einsehen, daß ich, nach Ausnahme des Wildpretts, des Balges, des Fettes, und seiner Hinterläufte, in allen übrigen Punkten blos habe zeigen wollen, zu wie vielerlei Absichten ehemals ein Hase gebraucht wurde, nicht aber, wozu er wirklich, mit vernünftiger Uiberlegung, genutzet werden könnte oder sollte.

*) Caillé du Liévre. Coagulum leporis.

XIII.

Das Kaninchen. *)

Tab. LII — LVI.

Hasen und Kaninchen sind sich zwar allerdings von außen und innen sehr ähnlich, weil sie sich aber nie mit einander

*) Das Kaninchen, Künglein (Lem.) Künglhase, (Kram) Königshase. Küllen. [v. Heppe] Karnickel, Zwerghase. (Ludov. und Hallen) Cannickel. (Döbel) Kunigle, Kunele, Kunlein Gesn: Hasenkünlein (Müller). Die jungen, Lampreten (Ebend) Hebr. Saphan. Chald. Thapsa. Griech. Δασύπες συναξ. Arab. Vebar. Perſ. Besangerah. Span. Conejo. Ital. Coniglio. Portug. Coelho. Illyr. Kralik oder Krolyk. Poln. Krolik. Schwed. Kanin. Engl. Rabit, Rabbet oder Cony. Franz. Lapin. Das Weibchen Lapine, im Alter Haze, die Jungen Lapreaux, die zahmen

der vermischen, so muß man doch von ihnen sagen, daß beide zwo unterschiedene

nen Lapins de clapiers, alt Franz. Connin, Connil. Lat. Cuniculus, Lepusculus, die Jungen Laurices. Holl. Konyn. Dän. Kanine, Müne,

Lepus Cuniculus, caudâ abbreviatâ, auriculis nudatis. Linn. S. N. XII. p. 77. n. 2. Ejusd. Faun. Suec. §. 26. Cuniculus. Gesn. Quadr. 72. it. Fig. p. 394. (bona) Icon. Quadr. p. 105. Aldrov. Quadr. Dig. viv. p. 382. fig. p. 385. (bona) Jonst. Quadr. p. 111. Tab. 65. (fig. bona) Charlet. Exerc. p. 23. Rzac. Hist. N. Polon. p. 240. Kolbens Vorgeb. 4to p. 346. Kramer. Austr. p. 315. n. 3. Raj. Quadr. 205. Lepusculus. Cuniculus terram fodiens. Klein. Quadr. p. 52. Brisson. Quadr. p. 95. Cuniculus nostras, caudatus obscuré cinereus, Le Lapin de nôtre pays. Valent. Amphith. Zootom. p. 186. Dictionn. des Anim. II. 599. Vallm. de Bom. VI. 242.

Müllers Linn. Naturs. I. 322. Hallens Thiere I. 413. Bekm. Nat. Gesch. p. 23. Döbel l. c. p. 31. von Heppe l. c. p. 84. Ludovici Kaufm. Lex. III. p. 850. Lemery. Art. Cunicus p. 378. D. Krünitz gemeinnütz. Vorrath auserles. Aufsätze I. 65. Hannöv. nützl. Samml. 1758. n. 22. Stuttg. Ausz. II. 4 S. p. 490. Meyers illum. Thiere p. 52. f. 83. Frankf. neue Ausz. 68. VIII Th. p. 571. Pontopp. Norrw. II. p. 20. Kalms Reisen p. 331. 478. Hamb. Mag. XIV. 614. XXIV. 2 St. p. 218. Pennants Britt. Thierg. von Hr. v. Murr übers. p. 38. Börners Stadt- und Landwirthsch. I Th. II B. p. 197.

M.

und besondere Gattungen ausmachen. Indessen behaupten doch die Jäger, *) die Rammler unter den Hasen pflegten in der Brunft auch den Kaninchenweibchen oftmal nachzulaufen und sie zu bespringen; ich habe mir daher Mühe gegeben, zu erfahren, was aus einer solcher Parung wohl entstehen könnte. Zu dem Ende ließ ich Männchen von den Kaninchen mit Häsinnen, und Hasen mit Kaninchenweibchen einziehen. Alle diese Versuche haben mich aber, anstatt etwas hervorzubringen, blos belehret, wie viel Aehnlichkeit in der Gestalt einige Thiere mit einander haben, und wie sie doch ihrer Natur noch so verschieden seyn können, daß man von ihnen so gar nicht einmal Maulthiere oder Bastartarten erwarten darf. Ein junges Häschen und ein Kaninchen, fast vom gleichem Alter, waren unfähig, es drei Monate zusammen auszuhalten. Sie wurden die bittersten Feinde, so bald sie ein wenig heranwuchsen, und ihr unaufhörlicher Krieg endigte sich erst mit dem Tode des jungen Ha-

*] S. La Vénerie de du Fouilloux. Par. 1614. fol. 100 recto.

Hasen. Von zween ältern Hasen, die mit Kaninchenweibchen zugleich eingesperrt waren, hatte der eine das nämliche Schicksal, der andere weit hitzigere und stärkere Hase plagte das Kaninchen durch seine rammlenden Anfälle so lange, bis dieses von der Menge der Wunden und allzu nachdrücklichen Liebkosung endlich das Leben einbüßte.

Drei oder vier Kaninchen von unterschiedenem Alter, welche auf mein Anordnen eben so mit Häsinnen zusammengesetzt waren, brachten sich insgesamt, in mehr oder weniger Zeit ums Leben. Weder die einen haben etwas, noch die andern, gezeuget. Indessen darf ich versichern, sie haben sich wirklich zuweilen gepaaret. Wenigstens hat man sich oft überzeugen können, daß, ohnerachtet alles weiblichen Widerstandes, das Männchen dennoch seine Begierde völlig befriediget. Von einer solchen Begattung hätte man doch wohl noch eher etwas erwarten sollen, als von dem verliebten Betragen eines Kaninchens mit einer Henne, wovon man eine Geschichte zu erzählen gewagt *), und wovon, wie der Verfasser glaubt

*) S. L'Art d'elever des poulets.

glaubt, [die Früchte mit Haaren bedeckte Küchlein, oder mit Federn bedeckte Kaninchen seyn müßten; allein dieses allzuhitzige Kaninchen hat sich, blos aus Mangel eines Weibchens, der Henne bedient, wie es mit jeder andern Sache im Hause würde gethan haben. Es ist also gar nicht wahrscheinlich, zu erwarten, daß von Thieren so unterschiedener Art etwas hervor kommen solle, da man dies aus der Vereinigung der so nahe verwandten Hasen und Kaninchen vergeblich erwartet. *)

Die

*) Aus ihrer Vereinigung mit Katzen will man aber doch eine Hervorbringung entstehen gesehen haben. Denn es wird in einem Schreiben aus Noirmoutier gezählet, daß in einem gewissen Haus eine Katze sich so genau mit einem Kaninchen bekannt gemacht habe, daß von drei Jungen, welche die erste warf, nur eins eine gewöhnliche Katze, die beiden andern aber, Männchen und Weibchen, vorn Katzen, hinten Kaninchen waren. Sie liefen, wie die Kaninchen in Sprüngen, aber hurtiger, als eine Katze. Die Mutter saugte sie 10 bis 12 Tage, wo sie, vermuthlich von unaufhörlichem Betasten der Neugierigen, starben.

Ein anderes Kaninchen hatte sich, wie man hier ebenfalls erzählet, in zwo Hennen dermassen verliebet, daß es diese allenthalben begleitete,

des

Die Fruchtbarkeit ist bei den Kaninchen beträchtlicher noch, als bei den Hasen. Ohne dem Wotton zu glauben, wenn er saget, es wären von einem einzigen Paar, das man auf einer Insel ausgesetzt hätte, nach Verlauf eines Jahres, an sechs tausend Kaninchen angetroffen worden, läßt sich doch für gewiß annehmen, daß diese Thiere sich in Ländern wo es ihnen gefällt, so unmäßig vermehren, daß kaum das Erdreich vermögend ist, ihnen sattsamen Unterhalt zu liefern.

des Nachts zwischen ihnen schlief und vom Tische Brod stahl, um es ihnen in den Hof zu bringen. Es hatte die Federn in dem Schwanze der Hennen ausgerupft, um sie desto bequemer bespringen zu können, welches oft, in Gegenwart vieler Zeugen geschahe. S. Journ. encycl. Janv. 1774. Gaz. Salut. 74. No. *Xl.* p. m. 88. Gaz. litt. de Berlin 74 p. 215. *Alt.* gel. Merc. 74. p. 94. Der Zusatz, daß die Eier der Hennen, die man ausbrüten lassen wollte, durch einen Zufall verlohren gegangen, auch das Kaninchen kurz darauf ums Leben gekommen, macht aus dieser Kaninchengalanterie ein unbrauchbares Mährchen. Indessen bin ich sehr überzeugt, es werde bei dieser unnatürlichen Begattung, wenn auch die Sache wirklich ihre völlige Richtigkeit hat, bei so ungleichem Bau der Zeugungstheile und einer so ungleichen Befruchtungsart nichts mehr, als aus der vereitelten Hofnung, zum Vorschein gekommen seyn.

Sie zerstören Kräuter, Wurzeln, Früchte, Korn, Gewächse, ja so gar Stauden und Bäume. Könnte man sich wider sie nicht noch des Beistandes der Iltißen und Hunde bedienen; so würden sie die Menschen selbst aus den Gefilden ihres Aufenthaltes vertreiben. *). Das Kaninchen rammelt nicht allein öfter und bringt eine größere Menge von Jungen, als der Hase, sondern es hat auch mehr Hilfsmittel in seiner Gewalt, sich seinen Feinden zu entziehen. Es ist ihm leicht, sich vor den Augen der Menschen unsichtbar zu machen. Der Bau oder die Löcher, die es in der Erde gräbt, wohin es bei Tage seine Zuflucht nimmt und wo es die Jungen setzet, sichern es genugsam wider die gewaltsamen Uiberfälle der Wölfe, der Füchse und Raubvögel. Hier wohnt es mit seiner Familie in einer ungestörten Ruhe. Hier erzieht und ernähret es die Jungen bis

*) Ein einzig Paar Kaninchen soll sich, nach Hrn. Pennant, in vier Jahren auf 1,274,850 vermehren können, weil sie wohl siebenmal in einem Jahre und fast allemal acht Junge werfen, die schon in einem Alter von fünf Monaten wieder zeugungsfähig sind.

M.

bis zu einem Alter von zween Monaten und läßt sie vor ihrem völlig erhaltenen Wachsthum nicht an das Licht des Tages kommen. Dadurch verhütet es bei ihnen alle Unbequemlichkeiten und Gefahren des jugendlichen Alters, in welchem die Hasen am häufigsten umkommen, und mehr, als in ihrem ganzen übrigen Leben zu fürchten haben.

Daraus ist schon allein zu erweisen, daß die Kaninchen weit schlauer sind, als die Hasen. Beide sind auf einerlei Art gebildet; beide könnten sich also auch einerlei Zufluchtsörter bauen, zumal da sie auch beide mit einem außerordentlichen Grade von Schüchternheit ihr ängstliches Leben führen. Der einfältige Hase begnügt sich mit einem Lager auf der freien Erde, wo er allen Gefahren unaufhörlich blos gestellet bleibet. Das klügere Kaninchen hingegen, läßt sich, auf Antrieb eines nachdrücklichern Instinktes, die Mühe nicht verdrießen, die Erde aufzugraben und sich in derselben einen Schutzort zu bauen. Es arbeitet wirklich aus Empfindung, sonst würde man auch die zahmen oder Hauskaninchen eben dergleichen Bau verfertigen sehen. Die letztern erspahren sich aber die Mühe des Grubenbaues, wie die Haus-

vögel

vögel der Mühe, Nester zu bauen, überhoben seyn zu können glauben. Warum? beide sind vor den Gefahren und Beschwerlichkeiten gedeckt, welchen die wilden Kaninchen und die Vögel sich blos gestellet sehen. Man hat oft, bei Besetzung eines Kaninchengartens *) mit Kaninchen, wahrgenommen, daß die Alten sowohl, als ihre Jungen, gleich den Hasen, auf der Oberfläche der Erde geblieben sind und nur dann erst angefangen haben, zu ihrer Sicherheit in die Erde zu wühlen, wenn sie nach einer gewissen Anzahl von Fortpflanzungen bemerkten, daß ihnen allerlei Unbequemlichkeiten zustießen!

Die Hauskaninchen sind, von mancherlei Farbe. Doch pflegt bei ihnen die Natur hauptsächlich aus dem Weiß, Schwarz und Grau zu spielen. Die ganz schwarzen sind ohnstreitig die seltensten. Viele haben mancherlei Weiß, andere hingegen allerlei Grau und noch andere vermischte Farben. Die wilde Kaninchen sind alle grau, unter den zahmen ist ebenfalls das

Grau

*] Von der vortheilhaftesten Art Kaninchengärten oder Berge anzulegen, soll im IVten Anhange geredet werden.

Grau die herrschende Farbe. Bei jedem Wurfe trift man graue Kaninchen und allemal in größerer Anzahl, wenn gleich Vater und Mutter beide weiß, oder schwarz oder auch das eine schwarz, das andere weiß waren. Höchst selten bringen diese drei, ihnen ganz ähnliche Jungen; die grauen hingegen, auch unter den Hauskaninchen, pflegen gewöhnlicherweise lauter Junge von dieser Farbe zu setzen. Es geschiehet nur selten und gleichsam von ohngefähr, daß von ihnen weiße, schwarze oder gemischte Junge fallen.

Das Vermögen, Junge zu zeugen oder zu setzen offenbaret sich bei diesen Thieren schon in einem Alter von fünf oder sechs Monaten. In ihrer Zuneigung sollen sie ziemlich unveränderlich seyn, sich mehrentheils nur zu einem Weibchen halten und solches nie verlassen. Das Weibchen ist beständig in der Brunst, oder wenigstens immer bereit und fähig, das Männchen anzunehmen. Es träget ohngefähr dreißig bis ein und dreißig Tage, und bringt vier, fünf oder sechs, zuweilen sieben, acht (bis neun) Junge. Man findet an demselben, wie an der Häsin, eine doppelte Gebär-

mutter, es kann also zu zwo unterschiedenen Zeiten hintereinander Junge setzen. Doch scheinen bei den Kaninchen die bei den Hasen gewöhnlichen Uiberfruchtungen so häufig nicht, als bei diesen vorzukommen. Vielleicht weil die Weibchen seltner, als die Häsinnen, ändern, weil ihnen weniger Ungemächlichkeiten zustoßen, und sie sich außer der Zeit seltener paaren.

Einige Tage vor der Satzzeit bauen sie eine neue Grube, nicht in gerader Linie, sondern im Zikzak und machen am Ende desselben eine Aushölung. Hierauf zupfen sie sich unter dem Bauch einen ansehnlichen Vorrath von Haaren aus, wovon sie ein Lager für die nun zu setzenden Jungen bereiten. In den beiden ersten Tagen weichen sie nicht gern von ihrer Nachkommenschaft. Sie gehen eher nicht von der Stelle, bis die Noth sie treibet und eilen so gleich, wenn sie die nothwendige Nahrung genoßen haben, wieder in den Bau zurücke. In dieser kurzen Zeit pflegen sie viel und sehr hurtig zu fressen. So warten und saugen sie die Jungen sechs ganze Wochen.

Bis dahin weiß der Bock oder Rammler nichts von seinen Jungen. Er besuchet auch

auch den Bau nicht, welchen die Mutter gemacht hat. Oft, wenn sie ausgeht und ihre Jungen verlassen muß, stopfet sie den Eingang selbst mit Erde zu, welche sie vorher mit ihrem Harn anfeuchtet. So bald aber die Jungen anfangen, an den Rand ihres Baues zu kommen, und hier von der Kreuzwurz oder andern Kräutern, welche die Mutter ihnen darbietet, zu fressen, scheint sie der Vater zu erkennen, und nimmt sie dann zwischen seine Pfoten, streicht ihnen das Haar glatt, leckt ihnen die Augen und sie haben insgesamt eines nach dem andern, Antheil an seiner Sorgfalt. *) Zu eben der Zeit wird er von der Mutter so viel geliebkoset, daß diese

*) Dieses zärtlichen Betragens beider Aeltern ohnerachtet, beschuldigt man sie doch beide der nämlichen Grausamkeit, welche wir in der Geschichte des Hasen vom Rammler (S. 198. *) angeführt haben. „Wenn die Alte, sagt Hr. Döbel *l. c.* p. 31. aus dem Bau schlupfet, so pflegt sie denselben zuzustopfen; denn wenn der Bock oder Rammler dazu kömmt, sind alle Jungen in Gefahr, von ihm gefressen zu werden. Das thut auch wohl die Alte selbst, wenn man an ihren Bau= und Verstopfungsanstalten etwas hinzuthut, oder abnimmt.“

M.

gemeiniglich wenige Tage nachher wieder trächtig wird. *)

Einer von meinen adelichen Nachbarn, Herrn La Chapt du Moutier, der sich viele Jahre hindurch einen angenehmen Zeitvertreib daraus gemacht, Kaninchen zu halten, war so gütig, mir folgende Anmerkungen mitzutheilen:

„Ich habe, sagt er mit einem einzelnen „Paar Kaninchen angefangen. Das Männ„chen war ganz weiß, das Weibchen ganz „grau. Ihre Nachkommenschaft enthielt „viel mehr graue, als andere, ziemlich „viel weiße und gemischte, auch einige „schwarze.

„Wenn das Weibchen brünftig ist, geht „ihm das Männchen nicht von der Seite. „Sein Temperament ist so hitzig, daß ich „es in weniger als einer Stunde, wohl „fünf oder sechsmal mit seinem Weibchen „habe rammeln gesehen.

„Das Weibchen legt sich bei dieser Ge„legenheit mit dem Bauch platt auf die „Erde, hat alle vier Pfoten lang ausge„streckt und läßt oft ein kleines Geschrei „hören, welches mehr eine Wirkung des

„Ver-

*) Cf. Bonnets Betr. der Natur 2te Aufl. p. 501.

„Vergnügens, als des Schmerzens zu
„seyn scheinet. Ihre Begattung gleicht
„beinahe der Art, welche man bei den Ka=
„zen wahrnimmt, außer daß hier das
„Männchen sein Weibchen nur ganz we=
„nig ins Genicke beißet.

„Das Ansehen und die Rechte des Va=
„ters werden bei diesen Thieren sehr in Eh=
„ren gehalten. Ich schließe dieses aus der
„großen Ehrerbietung, die alle meine Ka=
„ninchen ihrem Stammvater bezeigten, den
„ich an seiner weißen Farbe desto leichter
„von allen übrigen unterscheiden konnte,
„weil er unter allen Männchen das einzige
„von dieser Farbe war. Bei der stärksten
„Zunahme der Familie blieben doch die
„nach ihm entstandne Väter ihm allemal
„gleichsam untergeordnet. So bald sie mit
„einander, um eines Weibchens, oder um
„des Futters willen, in einen Streit ge=
„riethen, pflegte der Stammvater, gleich
„wenn er das Lärmen bemerkte, aus allen
„Kräften zur streitenden Partei zu eilen.
„Bei seinem Anblick war alles augenblick=
„lich wieder in Ordnung und Ruhe. Die
„er im Kampf überraschte, wurden hurtig
„wieder auseinander gebracht, und auf der
„Stelle gleich ein Beispiel der Bestrafung
„gegeben.

„Ein anderer Beweis von der Herrschaft „des Stammvaters über alle seine Nach= „kommen, war folgende Begebenheit. Ich „hatte sie gewöhnt, auf einen Pfiff sich al= „le, wenn sie dieses Zeichen hörten, wie= „der zu versammlen. Gab ich nun diese „Losung, und sie waren auch noch so ent= „fernet, so sah ich doch, daß der Altva= „ter sich an der Spitze stellte, und ob er „gleich zuerst ankam, doch vorher alle die „andern einzeln vor sich vorbeiziehen lies, „bevor er in das ihnen gemeinschaftlich an= „gewiesene Behältniß gieng.

„Ich fütterte sie mit Weizen, Kleien, „Heu und vielem Wachholder. Sie ver= „zehreten die Woche hindurch mehr als ei= „ne Fuhre, und frassen vom Wachholder, „alle Beeren, Blätter und Rinde. Blos „das Holz blieb verschonet. Bei dieser „Fütterung erhielten sie einen guten Ge= „schmack und ihr Fleisch wurde so gut, als „das Fleisch der wilden Kaninchen."

Die gewöhnliche Lebenszeit erstreckt sich bei diesen Thieren auf acht bis neun Jah= re. Weil sie den grössten Theil derselben in ihrem Bau in Ruhe und Friede zubrin= gen, so nehmen sie etwas mehr zu, als die Hasen. Man findet auch ihr Fleisch,

in Ansehung der Farbe und des Geschmackes, oft sehr unterschieden. Das Fleisch der Jungen ist besonders zart und leckerhaft, an altem Kaninchenfleisch wird mit Recht seine Trockenheit und Härte getadelt.

Die Kaninchen kommen, wie schon erinnert worden, ursprünglich aus warmen Ländern. Sie waren schon den alten Griechen bekannt *) und es scheint als ob Griechenland und Spanien **) die einzigen europäischen Länder gewesen, wo man sie vor Alters kennete. Von da sind sie hernach in gemäßigtere Gegenden, als nach Italien, Frankreich, Deutschland u. a. m. versetzet, und einheimisch daselbst gemacht worden. In kalten Ländern hingegen, als in Schweden ***) und in den übrigen nordischen Reichen, kann man sie nur in den Häusern erziehen, weil sie dort auf dem freien Felde sicher ums Leben kommen. Dagegen lieben sie die unmäßige Wärme;

 denn

*] S. Aristot. H. Animal. L. I. c. 1.
d. B.

**) S. Plinii Hist. natur. Lib. VIII.
d. B.

***) S. Linn. Faun Suec. l. c.

denn sie werden in den mittäglichsten Ländern von Asien und Afrika, z. B. am persischen Meerbusen, *) an der Saldana Bai **) in Lybien, am Senegal, in Guinea, ***) auch in den französischen Inseln von Amerika ****) ziemlich häufig angetroffen. Auf die letztern sind sie aus Europa gebracht worden und vortreflich daselbst fortgekommen.

*] S. allgem. Histor. der Reisen II B. S. 354 [Franz. Ausg.]

**] Ebend. I B. p. 449.

***) S. Leonis Afric. de Africa descr. Lugd. Bat. 1632. P. II. p. 257. it. Voyage de Guil. Bosmann Utrecht 1705. p. 252.

****) S. Hist. gener. des Antilles par le P. du Tertre. à Par. 1667. Tom. II. p. 297.

Zu-

Zusatz

vom Instinkte der Kaninchen.

Ich will, zum Vergnügen einiger Leser, diesen Nachrichten des Hrn. von Buffon hier noch einige Anmerkungen aus den Briefen eines nürnbergischen Naturforschers *) hinzufügen, die uns von den Vorzügen ihres Instinktes die vortheilhaftesten Begriffe geben werden.

„Die Sorge und gute Absichten des Kaninchens pflegen sich nicht blos auf die Familie desselben einzuschränken, sondern über die ganze unterirdische Republik, über alle Wesen seines Geschlechtes, welche sich mit ihm in einerlei Reviere befinden, zu verbreiten. Wenn die Kaninchen von ihrem Bau sich entfernen, um aufs Geäße zu ziehen, so theilen diejenigen, welche durch

*) S. Berl. Mag. I B. p. 405. 405. 543.

M.

Erfahrungen zur Unruhe gewöhnet sind, beständig ihre Aufmerksamkeit zwischen die Zeit ihrer Aessung, und zwischen die Gefahren, von welchen sie etwan überraschet werden könnten. Wenn sie von einem Ueberfall bedrohet zu seyn glauben, machen sie gleich Lärm in den benachbarten Gegenden. Sie schlagen mit ihren Hinterläuften dermaßen auf die Erde, daß von diesen verdoppelten Schlägen alle Röhren des nahen Baues ertönen. Die ganze Kolonie kriecht alsdann gemeiniglich erschrocken zu Baue. Finden sich einige jüngere, unbedachtsame Kaninchen, welche sich nicht gleich auf das erste gegebne Zeichen in Sicherheit begeben, so bleiben die Aeltern zurück, schlagen immer fort auf die Erde, und pflegen sich, der gemeinschaftlichen Sicherheit willen, den drohendsten Gefahren selbst auszusetzen."

„Die Neigung der Kaninchen, sich einen Bau zu graben, ist nicht blos maschinenmäßig, weil diejenigen, welche schon lange Zeit Mitgenoßen eines Baues gewesen, sich mit dieser Arbeit schlechterdings nicht abgeben. Sie denken auch, wie Hr. von Buffon bereits erinnert hat, nicht ehe daran, bis die Nothwendigkeit, ihre Schwäche wider Kälte und Gefahren zu sichern,

sie nöthigt, über die Mittel zu dieser Vorsicht Betrachtungen anzustellen. *) Es geschieht

*] Eben dieses behauptet auch der berühmte Bonnet in seinen Betrachtungen über die Natur 2te Aufl. 72. p. 500. „Die Hauskaninchen, sagt er, machen keinen Bau. Sie haben es auch nicht nöthig, sich einzugraben. Ihre Wohnung wird ihnen fertig angewiesen und sie thun, als ob sie dieses wüßten. Das Feldkaninchen scheint hingegen den Mangel einer bequemen Wohnung zu empfinden, es bemühet sich also, eine zu graben. In den Gärten machen sich die Hauskaninchen anfänglich blos ein Lager, wie der Hase, graben sich aber dann, erst nach einer gewissen Anzahl von Geschlechtern, in die Erde. Sollten wohl die Nachstellung der Feinde, das üble Wetter und verschiedne Unbequemlichkeiten des unstätigen Lebens, ihnen die Nothwendigkeit zeigen, sich unterirdische Wohnungen zu bereiten?"

„Allein die Beziehung dieser Wohnungen auf ihre Erhaltung wahrzunehmen, zu urtheilen, wie sie dadurch vor diesen Unbequemlichkeiten sicher sind, das ist eine Seelenwirkung, die, wenn sie nicht selbst Uiberlegung heißen soll, doch nicht weit von derselben abstehet. Wie will man aber diese den Thieren beimessen? Wär es also nicht besser, anzunehmen, daß die Lebensart der Hauskaninchen ihr Temperament schwäche und herunter setze, ihre Werkzeuge schlaf mache und ihnen die Kraft, in die Erde zu graben benehme? Die freie Luft kann hernach ihre Natur wieder herstellen und ihnen ihre Munterkeit wieder geben. Hierzu wird aber eine lange Zeit erfordert, welche nicht gleich mit den ersten Würfen zu Ende gelaufen ist. Eine Familie von Wilden

schieht also nicht vermittelst eines vorzüglichen Instinktes, daß wir einige Thierarten Sachen unternehmen sehen, welche mehr Verschlagenheit anzeigen, als wir an andern bemerken. Und es scheint ausgemacht zu seyn, daß ein Kaninchen, wofern es nicht mehr, als der Hase, von der Kälte und von andern Beschwerlichkeiten auszustehen hätte, die Mühe sparen würde, sich einen Bau in die Erde zu graben. Vielleicht rechnet man seiner Arbeitsamkeit etwas zur Ehre, was blos auf die Rechnung seiner Schwachheit muß geschrieben werden."

„Wenn aber die Bedürfnisse schon eine gewisse Thiergattung zu einer Entdeckung dieser Art angeführet haben, so muß, nach diesem ersten Schritt, eine Menge aus einander folgender Begriffe daher entstehen, welche diese Gattungen weit über andere hinaussetzen. Gemeinschaftlich an einem Bau arbeiten, und beisammen wohnen.! — das ist schon eine neue Anordnung, welche für em-

den, in unsern Häusern erzogen, würde bald ausarten. Das zweite Geschlecht würde schon die beschwerlichen Arbeiten und das harte Leben der Vorfahren nicht mehr aushalten können."

M.

empfindsame Wesen, die vordem ohne gewissen Aufenthalt herum irreten, an mancherlei Folgen sehr fruchtbar seyn kann. Es ist unmöglich, daß aus der Bemühung, welche dergleichen Arbeit kostet, der Begrif des Eigenthums nicht entstehen, und daß eine gemeinschaftliche Wohnung nicht auch nachbarschaftliche Verhältnisse stiften sollte."

„Der Begriff des Eigenthums ist bei den Kaninchen außer Zweifel. Einerlei Familien nehmen einerlei Bau ein, ohne ihn zu verwechseln. In diesem Bau entdecken wir eine künstliche Vertheilung ihrer Wohnungen, und überall so viel Vorsicht, als nöthig war, sie wider alle drohende Zufälle in Sicherheit zu setzen. Gemeiniglich ist ihr Bau so angelegt, daß sie von Überschwemmungen so leicht nichts zu fürchten haben. Der Eingang verbirgt einen Theil des innern Baues, die Vielfältigkeit der Röhren, welche immer eine in die andere sich eröfnen, imgleichen die verwirrten Umwege dieser bedeckten Röhren, können jedes ihnen etwa nachstellende Geschöpfe leicht abschrecken, tiefer in den Bau einzudringen. Das Kaninchen, welches zu gut abgerichtet ist, als daß es den Gefahren, womit es außer dem Bau bedrohet wird,

nicht

nicht gern die geringern Beunruhigungen vorziehen sollte, die man ihm in demselben machen kann, findet in diesem unterirdischen Labyrinth beinahe die sicherste Freistadt. Vermehrt sich die Familie, so wird ihr Bau verhältnißmäßig erweitert."

„Man hat wahrgenommen, daß die Kaninchen sich mit Lebhaftigkeit und Muth aller derjenigen annehmen, die zu ihrer Gattung gehören, und es ist im Vorhergehenden (S. 245) bereits erzählet worden, wie sehr unter ihnen das Alter, und besonders die stammväterliche Würde in Ansehen stehe. Es ist sehr wahrscheinlich, wenn man von der innern Haushaltung dieser unterirdischen Kolonie urtheilen könnte, daß man in derselben eben so viel Ordnung, als man in der großen Republik der Bienen zu bemerken glaubt, antreffen würde."

M.

I. Anhang
zur Geschichte des Kaninchens.
Nach Herrn Daubenton.

Die große Aehnlichkeit des Kaninchens mit dem Hasen verdienet um so viel mehr Aufmerksamkeit, weil diese Thiere mit ganz verschiednen Eigenschaften, und einer starken Abneigung gegen einander begabet worden. Man muß aber hier nur die wilden Kaninchen mit dem Hasen vergleichen, weil diese durch den Stand eines häuslichen Lebens noch nicht, wie das Pferd und der Esel, wovon wir keine Wilden mehr sehen, ausgeartet und verunstaltet sind.

Das Kaninchen ist, wie der Hase, mit einer bis an die Nasenlöcher gespaltnen Oberlippe, langen Ohren, längern Hinter- als Vorderbeinen, und einem kurzen Schwanze versehen. Die Männchen oder

Böck-

Böckchen haben zween Beutel, in jeder Dünnung einen, die bei den jungen Kaninchen gar nicht zum Vorschein kommen. Oft hat schon die eine von den Hoden einen Beutel gebildet, wenn die andere noch verborgen stecket. Bei Männchen und Weibchen ist an jeder Dünnung ein von Haaren entblößter Raum, an jeder Seite aber der Gefäßnath des Männchens und des weiblichen Wurfes eine Drüse wahrzunehmen, die an dem vordern Rand einer in der Haut befindlichen Vertiefung stehet. Wenn die männliche Ruthe nicht hervortritt, so kann die Oefnung der männlichen Vorhaut eben so wenig, als die Oefnung des weiblichen Wurfes, gesehen werden. Man unterscheidet sie dann blos dadurch von einander daß die Oefnung der Vorhaut enger, und vom Hintern weiter, als der Wurf, entfernet ist.

Die Samenbläschen des Männchens bilden eine sehr große Tasche. Der inwendige Muttermund ist nur bei trächtigen Weibchen merklich. Die Harnhäutchen der Frucht liegen, wie bei dem Hasen; kurz diese Thierchen gleichen einander sogar durch die Bildung des Blinddarms und der Tasche, die sich bei der Anfügung des Krummdarms mit dem Grimmdarme findet, durch

die

die Anzahl, Gestalt, Stellung der Zähne u. s. w.

Am Kaninchen läßt sich, wie beim Hasen zweierlei Haar entdecken. Eines ist länger und dichter, als das andere, welches einem sanften Milchhaar gleichet. Hr. Daubenton hat an einem jungen wilden Kaninchen, männlichen Geschlechtes, das von der Schnauze bis an den Ursprung des Schwanzes einen Fuß, anderthalb Zolle lang war, die Farben des Haares beobachtet. Die Ohren hatten drei, die Schwanzribbe drittehalb Zoll in der Länge. Rücken, Lenden, das obere der Seiten des Leibes hatten eine schwarze, mit hellfalb vermischte Farbe, die, wenn man sie nicht in der Nähe besah, grau zu seyn schien. Die meisten von den längsten und dichtesten Haaren, waren an der Spitze falb, unter dem Falben hatten sie schwarz und eine Aschfarbe, die sich bis an die Wurzel erstreckte. Die andern hatten kein Falb an der Spitze, und waren zum Theil schwarz, zum Theil aschfarben. Die letzte war auch, bis auf die falbe Spitze, die Farbe der kurzen und sanften Haare.

Auf der Scheidel des Kopfes fand sich, wie bei dem jungen Hasen, ein aschfarbiges Milchhaar zwischen weit längern und dich-

dichtern Haaren, die an der Wurzel aschfarbig, in der Mitte schwarz, und am Ende falb aussahen. Die Augen waren ebenfalls mit einem weißlichen Streif umgeben, welcher sich vorwärts bis an den Knebelbart, hinterwärts fast bis an das Ohr erstrecket. Den Vordertheil der äussern Seite der Ohren fand er mit Schattirungen aus dem Gelblichten und Braunen vermischet. Der hintere Theil hatte eine graulichte, die Spitzen eine schwärzliche Farbe; die Lefzen, der untere Kinnbacken, die Achseln, der hintere Theil der Brust, der Bauch, die inwendige Seite der Kegel, der Schenkel und Beine waren weiß, an einigen Orten aschfarbig schattiret, die hintere und untere Seite des Schwanzes ganz weiß, der Raum zwischen den Ohren, die obere oder hintere Fläche des Halses, röthlich falb. Eben diese Farbe sahe man auch vorn, und an der äussern Seite des Kegels, an der Vorderfußwurzel, (carpus am Mittelfuß, (metacarpus) am Vorderfuß, und über den Sprungbeinen. An der Oberfläche der Hinterfußwurzel, des Mittelfußes und Hinterfußes erschien diese Farbe mit weiß vermischet. Die Oberfläche des Schwanzes hatte Schwarz, und ein wenig Falb an ei-

einigen Orten. Die Seiten und unten der Hals, der Vordertheil der Brust, die Schultern, das Untere der Seiten, und die Dünnungen hatten eine sehr hellfalbe, fast weißliche Farbe. Das Kreuz, die äussere Fläche der Schenkel waren von blaßgrauer Farbe, mit gelblichter und Aschfarbe vermischet.

Die Farbe des Haares dieser Theile ist mehr oder weniger bei unterschiedenen Kaninchen, auch wohl mehr oder weniger durch die Erde geschwärzet, welche in den Haaren sitzen bleibt, und in gewissen Landen sie schwärzlich machet, so daß man die gelblichte Schattirung nicht eher siehet, bis man die Haare gebürstet, oder ausgewaschen hat.

Das wilde Kaninchen.

Tab. LII.

Das von Hrn. Daubenton beschriebne wilde Kaninchen wog drei Pfund, 1 ½ Unze. Von dem angezeigten Jungen, war es hauptsächlich darin unterschieden, daß der Rücken, die Lenden, oben die Seiten des Leibes, und die Dünnungen, mehr schwarz, und viel dunkelfarber waren, die graue Farbe des Kreuzes, und der äußern Fläche der Schenkel hingegen mehr gelblicht schattirt, und das Falbe der Dünnungen dunkler erschien. Uibrigens aber sind ihm die Farben des alten und jungen Kaninchens bei Männchen und Weibchen, und bei einzelnen Stücken aus unterschiedenen Ländern höchst ähnlich vorgekommen. Er hat keinen Unterschied in den Farben des Kaninchen aus Burgund, in Vergleichung mit dem Kaninchen aus dem Thiergarten zu Versailles angetroffen.

Die grösten Borsten aus den Knebelbärten der Kaninchen sind ohngefähr dritthalb

Zolle

das wilde Kaninchen. Tab. LII.

v. Büff. N. d. Vierf. T. III T.

Zolle lang, die Ohren kürzer, als bei den Hasen. Auch die Hinterbeine haben verhältnißmäßig nicht eine so beträchtliche Länge, wie bei diesen, in Vergleichung mit den Vorderbeinen. Uiberhaupt ist allemal das wilde Kaninchen viel kleiner als der Hase.

Das zahme oder das Hauskaninchen.

Tab. LIII.

Die zahmen Kaninchen sind gemeiniglich viel größer, als die wilden. Dieser Unterschied im Wuchse kann wohl hauptsächlich daher kommen, daß jene sich weniger Uibung machen, und saftiger Futter haben. Der Zustand eines häuslichen Lebens, welcher die mehrere Größe und Fettigkeit veranlasset hat, macht auch, daß die Farben ihrer Haare sich merklich verändern. Denn es giebt ganz weiße, ganz schwarze und andere, die weiß und schwarz geflecket sind. Die Farben der meisten pflegen sich den Farben der wilden Kaninchen mehr oder weniger zu nähren. Alle Hauskaninchen aber, die Hr. Daubenton gesehen, waren unter der Fußsohle mit einem rothen Haar bewachsen, sie mogten übrigens gezeichnet seyn, wie sie wollten.

Der Stern im Auge der Kaninchen ist rund, auch sehr groß im Dunkeln. Er hat

das zahme Kaninchen. Tab. LIII.

Büff. N. d. Vierf. T. III. T.

hat wohl vier Linien im Durchschnitte. Beim Lichte zieht er sich in eine ovale Form zusammen, und hat senkrecht seinen grösten Durchschnitt. An den weissen Kaninchen bemerkt man einen lackrothen Stern im Auge, mit einer weißlichten, und mit Lackfarbe gemischten Schattirung. Die Ränder der Augenlieder sind röthlich, das Weiße des Auges mit roth durchspritzet. Die anders gefärbte Kaninchen, zeigen schwarze Sterne im Auge, einen braunen Kreis, mit einer gelblichten Schattirung.

Das reiche Kaninchen.

Tab. LIV.

Von den sogenannten reichen Kaninchen sagt Hr. Daubenton, es habe zum Theil weißes, zum Theil mehr oder weniger dunkles, schieferfarbiges oder braunes und schwärzlichtes Haar. Die kurzen und sanften spielten ins Mäusegrau, oder ins Schieferartige, das ist, ins Blaulichte. An den langen und dichten Haaren bemerkt man zweierlei Farbe. Einige sind schwärzlich, oder von sehr dunkler Schieferfarbe, andere so weiß, daß die Mischung des Weißen, Blauen oder Schwarzen, auf unterschiedenen Theilen, sehr verschieden ausfällt. Kopf und Ohren sind fast ganz schwärzlich, man erblickt nur einige weiße Haare daran. Viel häufiger finden sie sich am Hals, auf den Schultern, auf dem Rücken u. s. w. Auf dem ganzen Hintertheil des Leibes aber, auf der Brust und am Bauche siehet man vielmehr weiße, als blaue Haare. Der vier Beine sind unten

von

das reiche Kaninchen. Tab. LIV.

Büff. N. d. Vierf. T. III. T.

das Angorische Kaninchen. Tab. LV.

Büff. Naturh. d. Vierf. Thiere. III. T.

von brauner Farbe, mit einigen weißen Haaren vermischet. Der Untertheil der Vorderfüße, und die Bürsten an den Hinterfüßen, bis an den Stral sind, wie bei allen andern Kaninchen, falbe.

Das angorische Kaninchen. *)

Tab. LV. LVI.

Die angorischen Kaninchen unterscheiden sich von andern zahmen Kaninchen blos durch die Beschaffenheit ihrer längern Haare, wie die angorischen von den gemeinen Ziegen. Ihr Haar ist wellenförmig, oft so kraus, als eine Wolle.

 In

*) *Lepus Cuniculus Angorensis Lepus caudatus, pilis tenuissimis et longissimis toto corpore vestitus.* Le Lapin d'Angora. Brisson. Quadr. p. 96. Linn. l. c. p. 78. n. 2. Dict. des Animaux. II. p. 600.

M.

In der Zeit, wo sie sich haaren, wirret sich diese Wolle zusammen, und bildet sehr entstellende Klumpen. Bisweilen hängen diese Haarknäuel bis an die Erde, und pflegen dann die Gestalt eines fünften Beines, wie auf Tab. LVI. anzunehmen. Sie sind, wie ein Filz in einander gewebt oder gedrücket. Hr. Daubenton hat auf dem Kreuz eines angorischen Kaninchens, das er zerschnitten, eine Lage von diesem Filz gesehen, welcher über einen Zoll in der Dicke betrug. Uiberhaupt hatten die Haare dieses Thieres über zween bis drei Zoll in der Länge. An den Spitzen war es röthlich, übrigens weiß und schieferfarbig. Sein Kaninchen hatte schwärzliche Ohren, und röthliches Haar an den Füssen. Doch pflegen die Farben an den angorischen, wie an den Hauskaninchen, abzuwechseln.

Wenn die Kaninchen sitzen, scheint ihr Bauch auf der Erde zu liegen, die Schnauze vorn, der Untertheil des Unterkinnbackens, dichte bei der Erde. Die Ohren halten sie gerade, die Vorderbeine sind auf die Art gebogen, daß der Vorarm (Avant-bras) den Arm beinahe berühret, der Fuß aber auf die Erde tritt, und fast an die Schultern stößet. Der Ellenbogen befindet sich aber doch in einiger Entfernung von

das Angorische Kaninchen in der Maus. T. LVI.

Büff. N. d. Vierf. T. III. T.

von der Erde. Die langen Hinterbeine bleiben in drei Theile gebogen. Der Fuß, der Mittelfuß und die Fußwurzel pflegen auf der Erde, von den Nägeln bis an den Stral zu stehen. Das Bein ist vorwärts geneigt, der Schenkel hinterwärts, so daß das Knie sich beim Fuß, und die Hinterbacke noch näher beim Strale befindet. Der Schwanz strecket sich wagerecht hinterwärts oder krümmet sich nach oben.

Wenn sich das Thier zum gehen anschicket, erhebt sichs auf seinen Beinen, indem es zum Theil den Arm und Vorarm, den Schenkel und das Bein ausstrecket. In dieser Stellung rühren die Vorderbeine nur mit den Zehen an die Erde, die Hinterbeine berühren aber solche mit einem ziemlich langen Theile, welcher sich vom Stral bis an die Spitze der Zehen erstrecket, und wagrecht liegen bleibt. Weil dieser Theil fast eben so lang, als der Hintertheil in dieser Stellung hoch ist, so könnte das Thier, wenn es auf seinen Stralen aufgerichtet stehet, unmöglich mit so langen Füssen Schritte thun, wofern es nicht auf der Spitze des Fußes oder auf dem Strale gieng. Im ersten Fall würde das Kaninchen, wie der Hund oder die Katze, und wie die meisten Thiere gehen. Weil

aber

aber die Beine des Kaninchen nicht ausgestrecket sind, wie die Beine solcher Thiere, so würde sein Gang sehr langsam und höchst gezwungen seyn. Der andere Fall würde den Gesetzen der Natur zuwider laufen, und einen Theil der Fußwurzel, den ganzen Mittelfuß und alle Zehen unnütz machen.

Das Kaninchen geht weder auf dem Strale, noch auf den Fuße, oder vielmehr es pflegt mit den Hinterbeinen ganz und gar nicht zu gehen, sondern blos zu springen. Bei seinem allerlangsamsten Gange setzt es den einen von den Vorderfüßen vor und rücket hernach mit dem andern weiter. Bei diesem ersten, so gar noch bei dem zwoten und beim dritten Schritte der Vorderfüße, bleibt noch immer der Hintertheil unbeweglich, der Leib aber verlängert sich; der hintere Theil des Leibes wird hiernächst vorgezogen, die Schenkel richten sich wieder, die Stralen erheben sich, das Thier thut endlich einen Sprung und bringet nun den ganzen Hintertheil des Leibes vorwärts. Es schiesset vor, indem es die Hinterfüße auf die Erde stellet. So springt und gallopirt es mit seinem Hintergeschleppe, indessen es mit seinem Vordergeschleppe nur einen

Schritt

Schritt weiter gehet. Wenn sichs aber anstrenget und zu einem schnellen Laufe bewegen läßt, gallopirt es mit den vordern Füßen wie mit den hintersten. Diese streckt es dann so weit aus, als nur ihre Muskeln reichen, und kann mit einem Satz, einen ziemlich weiten Sprung thun. Alsdann fällt es wieder auf seine Vorderfüße, stützt sich abermals auf die hintern, um von neuem fortzuschießen.

In vielen Fällen heben die Kaninchen männlichen und weiblichen Geschlechts dem Hintertheil so hoch, daß sie die Erde ganz verlieren, und fallen dann wieder mit solcher Stärke auf ihre Stralen, daß es ein Geräusch machet, wenn sie auf die Erde treten. *) Oft setzen sie sich so auf die Stralen und Hinterbacken, daß ihr Leib in einer schrägen Richtung ist, welche sich vorwärts neiget. Alsdann bedienen sie sich der Vorderpfoten wie der Aerme und Hände, um ihre Ohren bald niederzudrü-

*] Das ist eigentlich die Art von Bewegung, wie sie auf die Erde schlagen, wenn sie den zerstreuten Kaninchen ein Zeichen der Warnung geben oder ihnen eine bevorstehende Gefahr ankündigen wollen. S. oben S. 250.

M.

drücken, bald aber diese und ihren Knebelbart zu reiben, und ihre Schnauzen zu wischen, zugleich pflegen sie dabei ihre Pfoten zu lecken.

Diese Thiere sind ihrer Natur nach sehr munter und hurtig, ob gleich ihr Hintertheil halb gelähmet zu seyn scheinet, weil sich die Beine nur zum Theil ausstrecken, und blos durch Sprünge bewegen können. Indessen verändern sie doch öfter, als die meisten andern thun, ihre Stellungen, und wissen alle nöthige Bewegungen mit vieler Leichtigkeit zu verrichten.

II. Anhang.

Ergänzung des Hasengeschlechtes,

nach dem Ritter und Archiater Hrn. von Linné.

Zum Linneischen Hasengeschlecht, wohin der Archiater auch die Kaninchen rechnet, gehören noch, außer den bisher beschriebnen Arten:

1) Der kapische Hase.

2) Das ungeschwänzte und

3) Das langgeschwänzte Kaninchen.

Der berühmte Klein und andere Schriftsteller haben unter den Namen der Afterhasen, oder Afterkaninchen und Buschratten (Rattes de Matto der Portugiesen) unter-

unterschiedene Thiere beschrieben, die einige hieher zu bringen rathen, die wir aber anderwärts mit anführen wollen. In Ost- und Wistindien werden sie Cavia benennet und durch die Beinamen Cambaya, Acute, Aperea u. s. w. von einander unterschieden. Herr Brisson hat ein eignes Geschlecht von diesen Thieren, unter dem Namen der Kaninchen ohne Ohren, oder mit kurzen Ohren *). Herr Hallen, unter dem Name der Ferkelkaninchen, daraus gemacht. Hr. von Buffon beschreibt sie zum Theil am Ende seines Werkes von den vierfüßigen Thieren, unter dem Artikel; Nachrichten von einigen Thieren, deren in diesem Werke nicht ausdrücklich Erwähnung geschehen; **) Hr. von Linné hat sie aber zum Theil unter das Geschlecht der Mäuse gesetzet ***). Wir begnügen uns hier mit einer kurzen Beschreibung der oben angezeigten Arten von Hasen oder Kaninchen.

*] S. Brisson. Quadrupeda p. 98. Genus Cuniculi. Cf. Hallens Geschlecht der Ferkelkaninchen p. 401. it. Pallas Spec. Zoolog. Fasc. II. p. 16. M.

**] S. v. Büffon Naturg. der Thiere, 4to. VIII B. I Th. p. 107. 108. Ed. in 8vo. Tom. XII. p. 394 &c.

***) S. Linn. S. N. XII p. 79. n. 1. Mus Porcellus, Cavia Cobaya Marcgr. p. 80. n. 2. Mus Aguti. Acuti Marcgr. &c. M.

Der

I.

Der kapische Hase. *)

Man findet auf dem Vorgebirge der guten Hofnung in Afrika auch eine Hasenart, die, gleich den Kaninchen, in die Erde gräbt. Sein Schwanz ist so lang, als der Kopf. Das Merkwürdigste an ihm sind seine rothe Füße. Der Pr. Burmann in Amsterdam hat von diesem Hasen eine Zeichnung an den Archiater geschickt, wodurch ihn Hr. von Linné zuerst kennen lernen und bewogen wurde, ihn in der neuen Ausgabe des Natursystems mit einzurücken.

*] Lepus capensis, caudâ longitudine capitis, pedibus rubris. Linn. S. N. XII. p. 78. n. 3. Müllers Linn. Natursyst. I. p. 324.

2.

Das ungeschwänzte brasilische Kaninchen.

Der Tapeti der Brasilianer. *)

Der Tapeti, sagt Hr. v. Buffon am a. Orte, scheint mir der Hasen = oder Kaninchenart am nächsten zu kommen und nur eine bloße Abänderung der letzten zu seyn. Er wird hauptsächlich in Brasilien, aber auch an vielen Orten in Amerika gefun=

*) Lepus Brasiliensis, cauda nulla. Linn. l. c. n. 4. Müllers Linn. Natursf. I. 325. Tapeti. Brasil. Cavia Cobaya, Cuniculi Brasil. spec. Jonst. Tab. 63. Tapeti Marcgr. Brasil. p. 223. f. p. 224. (bona, si caudam non haberet). Pison. Bras. p. 102. Raj. Quadr. p. 205. Lepus Brasilianus ecaudatus. Le Lievre du Bresil. Briss. Quadr. p. 97. Porcelet des Indes, weil es wie ein Schweinchen grunzet, it. Katzenkaninchen (Müller) Tapeti v. Buffon 4to. VIII. 1. p. 108 n. XXI. Ed. in 8vo Vol. XII. p. 397. Tapity. S. Mission au Maragnon du P. d'Abbeville. p. 251.

funden. Er gleicht dem europäischen Kaninchen an Gestalt, an Haaren hingegen, welche nur etwas brauner sind, und an Grösse dem Hasen. Er hat sehr lange, nach der Hasenart gebildete Ohren. Sein Haar ist roth auf der Stirn, und weißlicht unter der Kehle. Einige haben um den Hals einen Ring von weißen Haaren. Alle sind weiß unter der Kehle, an der Brust und am Bauche. Man hat an ihnen, wie an unsern Kaninchen, schwarze Augen und einen Knebelbart, nur keinen Schwanz, wahrgenommen, (ob ihn gleich Markgraf selbst und seine Nachfolger mit einem kurzen Schwanz abbilden lassen.)

Den Hasen gleichet auch der Tapeti noch in seiner Lebensart, Fruchtbarkeit und Beschaffenheit seines schmackhaften Fleisches. Er bleibt in den Feldern oder Gehölzen, wie der Hase, und gräbt nicht, wie das Kaninchen, einen Bau in die Erde. Mir scheint es, als ob das Thier aus Neuspanien, welches Fernandez Zitli nennet, *) einer-

*) Fernandez Hist. Animal. Novae Hisp. P. II. Cap. III. Citli — Lepores novae Hispaniae nostratibus similes formâ et alimento, sed auriculis longissimis pro corporis magnitudine, l tissimisque.

v. B.

einerlei mit unserm brasilianischen Tapeti sey. Vielleicht machen diese Thiere blos eine Abänderung von unsern europäischen Hasen aus, welche durch Norden aus einem festen Land in das andere haben laufen können.

v. Buffon.

Hr. Pr. Müller sagt von diesem ungeschwänzten Kaninchen, es wäre von den unsrigen blos durch den Mangel des Schwanzes unterschieden. Man ißt sie, wie Spanferkel, und rupfet ihnen blos die Haare aus, ohne den Balg abzustreifen. Da dieses Thier, fährt er fort, sehr zahm ist, wird es in Frankreich hin und wieder als eine Hauskatze gehalten, die Mäuse zu fangen.

Hier verdient noch angeführet zu werden, was Bankroft *) von diesem Thiere schreibet.

„Das Thier, heißt es daselbst, welches die meisten Einwohner in Guiana indianisches Kaninchen, die Eingeborne des Lan-

des

*] In seiner Naturgeschichte von Guiana S. 84. Indian Coney. Buccarara (Guian].

M.

des Bukkarare nennen, scheint eine Mittelgattung zwischen Hasen und Kaninchen zu seyn. An Größe, Farbe der Haare und Gestalt sind sie den Hasen sehr ähnlich, nn Geschack ihres Fleisches aber und an der Eigenschaft, in der Erde zu wühlen, gleichen sie den Kaninchen. Ihre Beine sind etwa vier Zoll lang, ihre Ohren etwas klein und rundlich *). Der Bauch ist weiß, der Kopf beinahe wie ein Hasenkopf gestaltet. Sie haben gespaltne Lippen, aber keine Schwänze, sind sehr fruchtbar und ihr Fleisch macht beinahe die Hälfte des thierischen Unterhalts der Einwohner aus, weil sie ungemein zahlreich sind und leichter, als irgend ein anderes, eben so schmackhaftes Thier gefangen werden. Vermuthlich ist es eben dasjenige Thier, was Waser auf der Landenge Darien beschrieben hat."

*] Aus der Eigenschaft, in die Erde zu wühlen und aus der Beschreibung der Ohren sollte man kaum glauben, daß Bankroft unsern brasilischen Hasen beschreibe. Indessen ist bei demselben im Werke selbst nicht allein des Herrn von Linné Lepus brasiliensis ausdrücklich angeführt, sondern es stimmen auch alle übrige Nachrichten sehr wohl mit der Beschreibung des brasil. Hasens überein. M.

3.

Das langgeschwänzte Kaninchen. *)

Von diesem Thiere, welches bei den Mongolen Tolai heißet, ist uns durch Herrn Gmelin in den Schriften der Petersburger Akademie der Wissenschaften zuerst Abbildung und Nachricht gegeben worden. Es ist in den benachbarten Ländern des Sees Baikal in der Tartarei sehr gemein, etwas größer, als ein Kaninchen, dem es aber sonst an Leibesgestalt, an Haaren, am Gange, an Beschaffenheit, Geschmack und Farbe des Fleisches, auch an der Gewohnheit, einen Bau zu graben, und sich eine unterirdische Freistadt anzulegen, gleichet.

Nur

*) Cuniculus insigniter caudatus. Lepus cauda in supina *parte* nigra, in prona *alba*. Le Lapin à grosse queuë. Briss. Quadr. p. 97. Cuniculus insigniter caudatus, coloris Leporini. Gmelin in Nov. Comment. Petrop. Tom. V. p. 357. Tab. XI. f. 2. Tolai der Mongolen. v. Buffon 4to p. 94. Ed. in 8vo Vol. XII. p. 362.

M.

Nur der Schwanz ist an diesem anders, und weit länger, als bei den gemeinen Kaninchen. Inwendig hat es eben die Bildung, wie diese. *) Es ist also wahrscheinlich, da es blos durch die Länge des Schwanzes vom Kaninchen abweichet, daß man daraus keine wirklich unterschiedene Art, sondern blos eine Abänderung des Kaninchens zu machen habe.

Wenn Rubruquis von den Thieren der Tartarei redet, sagt er: „Es giebt hier „Kaninchen mit langem Schwanz, am En„de desselben mit schwarzen und weißen „Haaren bezeichnet ... Keine Hirsche, we„nig Hasen, viele Gazellen u. s. w." **)

*) Circa internas partes. inquit Celeb. Gmelin, haec observavi. Coecum colo paulò angustius erat, sed longius, utpote octopollicum longitudinem aequans, propè Ilei insertionem coerulescens, digiti medii capax, sensimque decrescens; in extremitate vix calamum scriptorium latitudine capit, colore ibidem albente gaudens. Oesophagus uti in lepore, ventriculum medium suit. A mongolis Tolai dicitur, idemque nomen Russis etiam harum regionum ussiatum est. Gmelin. l. c.

v. B.

**) S. Rélation des Voyages en Tartarié par Rubruquis, p. 25.

v. B.

Diese Stelle scheint anzuzeigen, daß in der Tartarei keine von unsern kurzschwänzigen Kaninchen angetroffen werden, oder vielmehr, daß in dieser Himmelsgegend unsre Kaninchenart eine Abänderung, besonders am verlängerten Schwanz, erlitten. Denn insofern der Tolai oder das langgeschwänzte Kaninchen in allen Absichten den andern Kaninchen gleichet, so ist kein Zweifel, daß er nicht ein wirkliches Kaninchen, aber mit verlängertem Schwanze, seyn sollte. Es ist also nicht nöthig, eine unterschiedene, von den Kaninchen abgesonderte Art aus demselben zu machen.*)

*) Brisson giebt von der äußern Beschaffenheit unsers langschwänzigen Kaninchens eine noch etwas nähere Beschreibung. Die Vorderfüße, sagt er, sind fast um die Hälfte kürzer, als die hintern, mit fünf Zehen und eben so viel schwärzlichen Klauen versehen, die unter den Haaren verborgen stecken. An den Hinterfüßen sind nur vier Zehen und eben so viel Klauen wahrzunehmen. Die obern Theile des Körpers, auch der Hals und hintere Seite der Füsse haben eine röthliche, die untern oder vordern Theile hingegen, die röthliche Kehle nur allein ausgenommen, eine weißlichte, der Schwanz oben eine schwarze unten eine weiße Farbe. Die vordern Haare, jedes besonders betrachtet, sind an beiden Enden weiß, in der Mitte schwarz gezeichnet.

M.

III. Ar=

III. Anhang

zur Geschichte der Kaninchen.

Von ihren Feinden, von dem Schaden, den sie anrichten, und von den Vortheilen, welche sie stiften können.

Die Kaninchen haben, wie die Hasen, ihre häufigen Feinde, von welchen sie oft Beunruhigungen dulden müssen und können, wie fast alle Thiere, von einer schlimmen und einer guten Seite betrachtet werden. Ich will daher den Schluß ihrer Geschichte, zugleich aber auch dieses Bandes, weil nun die Geschichte der wilden Raubthiere folget, mit Nachrichten von dem Schaden und von den Vortheilen ma-

chen, welche man sich von ihnen zu versprechen hat.

Die gröste Gefahr und stärkste Hinderniß in ihrer übermäßigen Vermehrung haben die Kaninchen von den Menschen, ingl. von geflügelten und vierfüßigen Raubthieren zu fürchten. Wenn sich z. B. ein Fuchs zu ihnen hineinarbeitet, so wird er von allem, was im Bau ist, nicht leicht etwas übrig lassen, und bei diesem räuberischen Uiberfall gewiß weder der Jugend, noch des Alters schonen. Viele werden von den Iltissen und Wieseln getödtet und verzehret.

Die Fretchen (Furet) werden an einigen Orten von Jugend auf zur Kaninchenhetze dadurch angewöhnet, daß man einige Kaninchen zu ihnen in die Kammer wirft, und sie erwürgen läßt. Wenn sie dann einmal dazu abgerichtet sind, so läßt man diese Thierchen in die Baue, worin Kaninchen sich aufhalten, hineinkriechen, und sie aus ihrer vermeinten Freistadt verjagen. Wollen diese, aus einer besondern Hartnäckigkeit, nicht weichen, so ist ein solches Fretchen im Stande, das widerspenstige Kaninchen todt zu beißen, welches dann von den Jägern muß ausgegraben

hen werden. Uiberhaupt scheinen die Fretchen Erzfeinde von den Kaninchen zu seyn.

Da man die Fretchen (Mustela Furo L.) weder allenthalben gleich bekommen, noch auch so leicht abrichten kann, so hat ein erfahrner französischer Landwirth eine bequemere Methode, sie zu fangen, bekannt gemacht. *) Ein Zufall hatte sie ihn gelehret.

Als er einst an einem Orte, wo ein kleiner Bach floß, krebsen ließ, war einer von den Krebsen in ein Kaninchenloch entwischet. Nach einiger Zeit kam ein Kaninchen hervor, an dessen Schenkel sich der Krebs eingezwickt hatte, und fest hieng. Man versuchte nachher, ob man die Kaninchen aus ihrem Bau hervortreiben könnte, wenn man in viel Oefnungen derselben einen Krebs steckte? Man zog vor einige Löcher Kaninchennetze, steckte in jedes einen Krebs, und fieng auf diese Weise zu wiederholtenmalen einige Kaninchen. Etwas Geduld mag freilich dazu gehören, weil der Krebs nur sehr langsam die ungewohnte Jagd verrichtet. Mit der Zeit aber gelanget er an das Ende des Loches, kneipet das

*) S. La maniere de prendre les Lapins sans Furets et sans armes à feu, im Nouvelliste oecon. et litter. Tom. IV. P. I. Janv. et Fevr. 1755. p. 37 und Deutsch im Hamb. Mag. XXIV B. p. 218.

das Kaninchen, und bleibt an selbigem hängen, da dann das Thier in der Angst mit dem Krebse davon läuft, und sich im Netze verwickelt.

Wo die Kaninchen ohne große Verfolgungen leben und sich ungehindert vermehren können, wird ihre Menge, wie schon oben erwähnet worden, so groß, daß die Gegend ihres Aufenthaltes dadurch nothwendig auf doppelte Weise leiden muß, theils durch das, was dergleichen Scharen von den Gewächsen des Landes verzehren. theils aber durch durch die gänzliche Umwühlung des Erdreichs, bei Ausgrabung ihrer Baue.

Plinius und Varro erzählen, daß in Spanien die außerordentlich anwachsende Menge von Kaninchen ein ganzes Haus untergraben hätten, und in eben diesem Lande wäre durch ihre unterirdische Minirungen endlich eine ganze Stadt in einen traurigen Umsturz gerathen. *) Wenn diese Nachricht auch wirklich unter die zweideutigen Erzählungen der Alten gehören sollte, so wird man doch leicht begreifen, daß der Schade, welchen eine unmäßige Men=

*) S. Dict. des Anim. II. p. 600

Menge von Kaninchen einem Lande zufügen könne, unbeschreiblich sey. Ihre überhandnehmende Scharen bringen Verwüstung und Elend in die Gegenden ihres Aufenthaltes.

In Frankreich, wo man sich sehr über ihren starken Anwachs beklagte, hat man ausgerechnet, daß ein Kaninchen, welches man auf 12 oder 15 Sous geschätzt werden könnte, wenigstens einen Louisd'or zu unterhalten koste. Noch theurer kommen sie aber den Besitzern einträglicher Grundstücke zu stehen. Daher ist auch der Prinz von Condé noch vor kurzem bewogen worden, in seinen Landen alle Kaninchen ausrotten und ihre unterirdische Zufluchtsörter zerstören zu lassen, damit auch zugleich ihrem neuen Anwachs gesteuert würde. Denn er hatte zu seinem Nachtheil erfahren, daß durch die anwachsende Menge dieses Wildpretts die Einkünfte von seinen Ländereien wenigstens um die Hälfte vermindert worden *).

Indessen wollen wir diesen Geschöpfen die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, auch die Vortheile nicht gänzlich zu verschweigen, die

*) S. Gaz. litt. de Berl. 1774. p. 394.

M.

die eine gemäßigte Zahl derselben den Menschen gewähren kann. Wir können sie allerdings noch heut zu Tage, ob wohl, besonders in der Arzneiwissenschaft, nicht in dem Grade, wie unsre Vorfahren benutzen. Man brauchet von ihnen

1) Das Fleisch. Es ist weiß und von süßlichem Geschmacke, weicher und zarter, aber nicht so nahrhaft, als Hasenwildprett. In Schweden, Holland, Spanien und Engelland wird es, mit gutem Appetit häufig verspeiset. Auf den kanarischen Inseln und in Brasilien pflegt man es, nach Dappers Bericht, ebenfalls unter den wohlschmeckenden Gerichten mit aufzutragen. Uiberhaupt aber hat man von je her, mit vielem Grunde das Fleisch der jüngern Kaninchen, dem Fleische der alten, das Fleisch der wilden aber, dem zahmen vorgezogen. *)

2) Die Kaninchenfelle dienen zu mancherlei Arten von Pelzwerk und Unterfutter, als zu Mützengebrämen, Müffen, Aufschlägen, Fußdecken, Bett-

*] S. Eltsholz. Diaetet. p. 121 G. Zückert Mat. alimentaria p. 95. Geoffroy mat. med. VIII. p. 156.

M.

Bettdecken, u. s. w. Die schönsten kommen aus Moskau, Polen, Flandern und Engelland. Unter den letzten werden besonders die ganz schwarzen sehr hoch geschätzet. Einige Kaninchenfelle, deren Haar ein schönes aschgraues Ansehen hat, werden oft, aus Irrthum, *) Fehen genennet, oder dafür gehalten. Ob man indessen gleich solche Kaninchenfelle zu eben dem Gebrauche, wie das wahre Grauwerk, anzuwenden pflegt, so werden sie doch viel weniger, als die ächten Fähen, geachtet.

3) Die Kaninchenhaare werden zu feinen Hüten u. s. w. verarbeitet. Sie kom-

*) Die eigentliche Fehe, Feech, Veh oder das Grauwerk [Fr. Petit-gris] besteht in einem kostbaren Rauchwerke, das von den Fellen des grauen kanadischen oder virginischen Eichhorns [Sciurus cinereus Linn. XII. 86. n. 3. S. Berl. Samml. II. 600. n. 111.) zusammen gesetzt wird, dessen Haar auf dem Rücken schön aschgrau, am Bauch aber und auf dem Schwanze weiß ist, und nur etwas ins Graue spielt. Schwarzer Feh heißt also der schwärzlicht graue Rücken, weißer Feh, der weiße, dünnhäutige Bauch dieser Thiere. Die Stücken vom Bauche oder von der Wamme, haben die Benennung Fehwamme bekommen und werden am wenigsten geachtet. M.

kommen mit den Fellen, worauf sie sitzen, am stärksten aus Moskau, über Hamburg und Lübek, auch aus Engelland, Flandern und von Bologna in Italien. Die moskovitischen und englischen werden unter denselben für die besten gehalten, auf welche hernach die bolognesischen, und endlich die flandrischen folgen. Die Holländer sowohl, anf die französ. Kaufleute zu Rouen, treiben damit einen ziemlich starken Handel. In der oben angezeigten Pariser Manufaktur (S. 228) werden die Haare der Kaninchen, wie der Hasen, zu Strümpfen, Handschuhen, Beinkleidern rc. mit vielem Vortheil verarbeitet.

4) Das Fett und Gehirn dieser Thiere wird eben zu dem Gebrauche, wie von den Hasen gesagt worden, verwendet. S. 229. 230.

Insofern also die Kaninchen sowohl ein schmackhaftes Nahrungsmittel, als auch einen wichtigen Handlungsartikel ausmachen, hat man sich die Mühe nicht verdrüßen laßen, sie zu zähmen, und unter andern Hausthieren zu erziehen.

In

In Engelland werden Sie, nach Herrn Ellis Bericht auf eben die Art, wie ein Schwein, oder so geschlachtet, daß man die Gurgel absticht, und ihr Blut abzapfet. Das Fleisch soll auf diese Weise viel schmackhafter seyn, als wenn sie, auf die gewöhnliche Art, einen Schlag in den Nacken bekommen, oder wie die Hasen getödtet werden. Herr Ellis glaubte, der erste gewesen zu seyn, der sie mit Abzapfung des Blutes schlachten lassen. Einige von den Männchen ließ er allemal verschneiden, weil von diesen das Fleisch ungleich schmackhafter, als von den unverschnittnen seyn soll. *).

Der gewöhnliche Prozeß des Abschlachtens ist folgender: die Köchin hält ein dazu bestimmtes Kaninchen mit ihrer linken Hand an den Ohren, schlägt es hernach mit einem Hammerstiel, oder einem andern Stück Holz unter den Ohren derb ins Genicke, sogleich ist es todt, und in eben dem Augenblick muß ihm die Gurgel abgeschnitten werden. **)

*] S. Hr. Pet. Kalms Reise nach dem nördlichen Amerika. Leipz. 1754. 8vo p. 331. M.

**] S. Hannöv. nützl. Sammlungen IV. Th. 1759. 22 St. und Stuttg. phys. ökon. Ausz. II B. p. 491. M.

IV. Anhang.

Kurze Anmerkungen über die Kaninchen,

nebst einer Anweisung der besten Art, Kaninchenberge anzulegen. *)

Man hält viel auf diejenigen Kaninchen, die auf einem dürren, mit wildem Quendel und zarten Kräutern bewachsenen Lande leben. Einen weit vorzüglichern Ge-

*) Aus dem Journal Oeconomique. Dec. 1758. p. 546 bis 548. Cf. des Hrn. D. Krünitz gemeinnütziger Vorrath auserlesener Aufsätze I Th. 1767. p. 65. Frankf. neue Ausg. VIII Th. 1768. p. 571 &c. Allgem. Haushaltung und Landwirthschaft einer ökon. Gesellsch. in London I. Th. Hamb. und Leipz. 1759. a. dem Engl. gr. 8. Hier wird im 24ten Kap. von den Kaninchen über-

Geschmack aber haben die Bewohner der Hügel und Berge. Sie finden daselbst saftreichere Nahrung und eine reinere Luft, als auf dem platten und sumpfigen Lande. Außerdem pflegen die Kaninchen in bergichten Gegenden auch darum besser fortzukommen, weil ihnen Hügel und Thäler allemal auf einer gewissen Seite Schutz gegen strenge Winde, Regen und andere Beschwerden des Wetters, auch hinlängliche Nahrung, gewähren. Zween Vortheile, welche sie auf ebenen Feldern gemeiniglich zu ihrem Nachtheil vermissen!

Hierzu kömmt noch, daß alle Kaninchen, da sie starke Kälte, Regen und Hitze mit gleicher Sorgfalt zu vermeiden suchen, auf dem freien Felde nicht so leicht vermögend sind, einen Bau in die Erde zu graben, um sich dagegen zu schützen. Der Boden ist auf solchen Ebenen zu locker, das Regenwasser kann leicht allzutief hineindringen und diese unterirdische Kolonien aus ihren Freistädten vertreiben. Daher pflegen in kalten und regnichten Win-

überhaupt, im 25sten von den wilden, im 26ten von den zahmen und im 27ten von der vortheilhaftesten Methode geredet, Kaninchen zu halten

tern die meisten Kaninchen auf ebenem, freiem Felde und in solchen Gegenden, wo sie an keinen Bergen Zuflucht finden können, vor Näße und Kälte umzukommen. Dennoch haben unterschiedene Eigenthümer ihre Kaninchengärten in dergleichen Gegenden angeleget. Sie lassen sich aber ohne künstliche Kaninchenberge fast unmöglich erhalten.

Fast alle dergleichen Kaninchenberge sind insofern mangelhaft, weil die Kaninchen dadurch nicht genugsam gegen Füchse, Hunde, Katzen und unfreundliche Witterungen geschützet werden. Darauf hat man aber für alle Jahreszeiten besonders zu sehen. Die beste Art, solche Berge vortheilhaft anzulegen, ist folgende:

Mitten in einem kleinen Gehölze macht man einen Erdhaufen in die Ründe, dessen Durchmesser zum wenigsten sechzig Fuß beträget. Bei jedesmaliger Aufeinanderhäufung der Erde, muß diese mit Schlägeln gehörig fest geschlagen werden. Gegen die Mitte des Kreises führet man den Berg acht Fuß indie Höhe und bemüht sich dann, ihm an den obersten vier Schuhen einen ziemlich starken Abhang zu verschaffen. Von unten wird eine Mauer, etwa vier Fuß hoch und anderthalb Fuß dick, um den ganzen

Erd-

Erdhaufen herumgeführet und nach der Bergseite zu abhängig gemachet. Eine solche Mauer, blos aus Kalk und Sand erbauet, ist nothwendig, den Erdhaufen zu befestigen und seinen Verfall zu verhindern.

In dem ganzen Umfange dieser Mauer werden, dem Erdboden gleich und vier Fuß von einander, Löcher angebracht, welche von außen wenigstens noch einmal so breit, als nach der Seite des Erdhaufens zu, seyn müssen, wo sie nur eine Breite von drei und eine Höhe von vier Zoll erfordern, um das Kaninchen durchzulassen.

Dieser ganze Berg von Erde wird nachher mit Holziegeln bedeckt, welche man mit Mörtel aus Kalch und Sand befestiget. Auf diese Art von Dache leget man kleine Steinchen oder groben Kiessand, über diesen aber wieder Erde, welche man gut stampfen lassen, und sorgen muß, daß alles zusammen einen Fuß dick werde. Die letzte Art des Verfahrens ist darum nöthig, daß der Frost nicht bis an die Ziegeln durchdringen und nichts dieselben beschädigen könne, wenn man etwan darauf träte.

Man umpflanzt einen solchen Kaninchenberg auf der Ebene mit jungen Hagbüchenstämmen, welche man fünf oder sechs Fuß

 hoch

hoch über den festen Erdhaufen aufschießen läßt, woran im Gehölze das Kaninchengehege in der Ferne schon zu erkennen ist. Man läßt auch die rings umher befindlichen Bäume, in der Entfernung von etwa dreißig Fuß, wachsen. Sie beschatten von allen Seiten her den Kaninchenberg, dienen aber zugleich den Jägern zu einem Hinterhalte, wo sie sich anstellen können, wenn sie auf die aus dem Bau hervorkommende Kaninchen lauern wollen. Die Hagbüche bedeckt hingegen diejenigen, welche von außen her die Kaninchen beobachten, wenn diese, von den Hunden gejagt, nach ihrem Baue flüchten.

An einem auf diese Weise angelegten Kaninchenberg findet man demnach alles, was nur sowohl das Vergnügen, als die Bequemlichkeit einer lustigen Kaninchenjagd, besonders auch die Erhaltung der Kaninchen, welche sich daselbst ungemein vermehren, befördern und versichern kann.

Es scheint sogar, daß es zu ihrer ungehinderten Vermehrung und Erhaltung diene, wenn man viel Kaninchen in diesen Behältnissen tödtet. Wegen der allzugrossen Fruchtbarkeit, vermöge welcher ein Bock mit einem Weibchen in einem Jahre 150 bis zwei hundert und mehr Jungen zur

Welt

Welt bringen kann, *) muß man von diesem kleinen Wildprett nothwendig viele aus dem Wege räumen, damit sie an einem Orte desto besser gedeihen. Außerdem würden sie, bei allzu stark zunehmender Menge, sich unter einander selbst aufreiben und Mangel an hinlänglicher Nahrung leiden. Gemeiniglich werden ihrer weit mehrere vom Hunger, als durch die Jagd und Raubthiere, aufgerieben. Sie fressen sogar einander selbst, wenn sie sich allzustark vermehren und ein Bock darf nur den Ort ausfündig zu machen wissen, wo das Weibchen die Jungen gesetzet, um sie ohne Barmherzigkeit alle zu verzehren. Das ist eigentlich der Grund, warum die Weibchen so viel natürliche Sorgfalt anwenden, ihre Nachkommenschaft so lange zu verbergen, bis diese stark genug geworden, den Verfolgungen des blutgierigen Bockes zu entgehen. S. 243.

Man muß auch noch überdies an einem solchen Kaninchenberg noch ein kleines Dach von der Mittagsseite anbringen, wodurch man zur Winterszeit, oder wenn Schnee ge-

*] S. allg. Haushaltungs- und Landwirthsch. l. c. S. 815.

gefallen, die Kaninchen füttern kann. Mehrentheils giebt man ihnen auserlesenes, zartes Heu, Kohl und Kleien. Bei starkem Froste muß man ihnen keine frische Kräuter geben, weil diese gern frieren und so den Kaninchen sehr übel bekommen würden. Heu und Kleien sind alsdann ihr bestes Futter. *) Bei Vernachläßigung dieser Vorschrift bleiben in starken Wintern sehr wenige Kaninchen am Leben. Der Verlust ist aber beträchlich, wenn einmal das Sterben unter diesen Thieren einreißet.

Auf die angezeigte Art kann man auf einem Gute mit leichter Mühe Kaninchen halten, besonders wo sich auf dem freien Feld ein Gehau von etwas beträchtlichem Umfange befindet, und wo die Natur selbst ei-

*) Einige füttern die Kaninchen beständig mit nassem Futter, andre fast mit lauter trocknem. Beide Methoden sind schlecht. Eine Mischung oder Veränderung in der Fütterung erhält sie bei mehrern Kräften und besserer Gesundheit. Das trockne Futter für Kaninchen ist Heu, Hafer und Spreu, das feuchte sind frische Kräuter oder Wurzeln von den mehresten Arten, welche sie mit gröster Begierde fressen, als Kohl, Petersilien u. s. w. aus den Gärten, Distelkraut, Pappeln u. a. m. vom Felde.

Giebt man den Kaninchen trocknes Futter, so muß ihnen zugleich Wasser vorgesetzt, alles Wasser aber entfernet werden, so bald sie feuchte Nahrung bekommen. S. Ebend. S. 817.

einen geschickten Ort zu einem bequemen und sichern Aufenthalte dieser Thiere angewiesen hat. Es läßt sich daselbst überall und ohne große Kosten ein künstlicher Kaninchenberg anlegen und seinem Gute dadurch ein Vergnügen, aber auch einen beträchtlichen Vortheil mehr verschaffen. Denn man pflegt einen guten Kaninchenberg wenigstens für eben so untrüglich, als einen guten Taubenschlag zu halten.

Daß die Kaninchen zugleich ein schädliches Thier werden können, ist schon im vorigen Anhang erinnert worden. Sie fressen alle Sprößchen ab, thun auch jungen Bäumen vielen Schaden, indem sie die zarte Rinde davon abnagen, wenn sie auf dem Felde nichts besseres finden. Sie schonen weder des Kornes, noch des Weinstockes, noch aller übrigen Gewächse. Will man also, bei der Anlage solcher Kaninchenberge, vor allem Nachtheil gesichert seyn, so muß man um das Gehölz herum eine steinerne Mauer von Kalk und Sand, im Grund einen Fuß tief, und anderthalb Fuß hoch über dem Erdboden, aufführen. Der übrige Theil der Mauer kann aus festgeschlagner Erde zwischen zwei Brettern oder trocknen Steinen bestehen. Dadurch erhält man die Kaninchen in ihrem Berge

 und

und verhindert sie nachtheilige Ausfälle thun zu können.

Wenn man sich das Vergnügen einer ergötzenden und gar nicht mühsamen Jagd verschaffen will, so kann man an diesen Gehegemauern des Kaninchenberges, in gewissen Entfernungen von einander, dem Erdboden gleich, Oefnungen lassen, die einen halben Fuß breit und neun Zoll hoch sind, unten aber an diesen Oefnungen, nach der innern Seite der Scheidewand hin, kleine drei Fuß tiefe Gruben anlegen und sie mit einem Brett, das wie eine Fallbrücke gemacht ist, bedecken. Wenn alsdenn die Kaninchen durch dieses Loch hindurch wollen, fallen sie unvermerkt in die Grube hinab, ohne wieder heraus kommen zu können. So kann man sie ohne Mühe fangen, wenn man alle Tage nach dieser Höle siehet.

Man weiß, daß viele Landleute daran ein Vergnügen finden, Kaninchen auf ihrem Hof oder in Ställen zu halten. Weil sie aber alles untergraben, und ganze Gebäude hol und sinkend machen können, so muß man ihnen zum gewöhnlichen Aufenthalt ein wohl gepflastertes Behältniß, je größer, je besser einräumen. Zu ihrem gepflasterten und eigentlichen Sitze kann aber

doch

doch schon ein Platz von zween oder drei Schritt hinlänglich seyn, wenn sie nur Gelegenheit und Erlaubniß bekommen, bisweilen herauszuschlupfen, und sich im Stall oder auf dem Hof ein wenig umzusehen. Ihr eigentlicher Stall muß zween oder wenigstens einen Fuß hoch mit lehmiger und festhaltender Erde über dem Pflaster, angefüllet und wohl gestampfet werden, damit sie miniren, und Lager für die Jungen machen können. Von Zeit zu Zeit wirft man in ihr Behältniß etwas weniges Heu und Stroh, auch wohl alte Lappen, welche sie zum Lager für ihre Jungen zu gebrauchen wissen. Man kann auch über die gestampfte Erde noch ein oder etliche Bretter herum legen, die alsdann von selbst für die von ihnen gemachten Keller den Boden oder Deckel abgeben.

So rein, sauber und geputzt sie an sich selbst einher gehen, so wenig halten sie auf die Reinlichkeit in ihrem Baue. Zu einigen Arten ihres Futters macht man ihnen daher eine kleine Raufe wie bei Pferden und Schafen, etwan einen Schuh hoch über der Erde; zu anderm Futter brauchet man einen Trog, Napf u. d. gl. Sie sterben, gleich ihren Brüdern, den

Hasen, sehr leicht, wenn sie von einem durch sie selbst benetzten Futter fressen.

In den kalten Monaten hecken sie nicht, im Sommer aber alle vier, fünf oder sechs Wochen. Will man gern an Kaninchen von allerhand Farben kommen, so muß man ein Tuch oder Bilder von allerlei Farben vor ihren Augen aufhängen oder aufstellen, und man wird bald Proben von der Stärke so wohl ihrer Neubegierde, als ihrer Einbildungskraft erhalten.

Ende des dritten Bandes.

In=

Inhalt

des VI. Bandes der Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere.

1) Geschichte der wilden Thiere.	Seite 5.
2) IX. Der Hirsch.	25.
a) I Anhang. Von einigen in den königl preußischen, und andern Landen entdeckten merkwürdigen Hirschen; besonders von einem edlen Hirsch mit 66 Enden.	108.
b) II Anhang nach Hrn. Daubenton.	114
c) III Anhang. Vom Nutzen und Gebrauch des Hirsches und seiner einzelnen Theile.	127
3) X. Der Damhirsch.	136
Anhang.	150
4] XI. Der Rehbock und das Reh.	153
Anhang zur Geschichte des Rehes, nach Hrn. Daubenton.	179
5) XII. Der Hase.	184
a) Anhang zur Geschichte des Hasens.	219
α) Unterschiedene Hasenarten.	223
b) II Anhang. Von der Nutzung des Hasens.	227

6) XIII. Das Kaninchen. 232
a) Zusatz vom Instinkte der Kaninchen. 249
b) I Anhang, nach Hrn. Daubenton. 255
α) Das wilde Kaninchen. 260
β] Das zahme oder das Hauskaninchen. 262
γ) Das reiche Kaninchen. 264
δ] Das angorische Kaninchen. 265
ε) Ebendasselbe in der Mause. ebendas.
c) II Anhang. Ergänzung des Hasengeschlechts, nach Herrn von Linné. 271
a) Der kapische Hase. 273
b) Das ungeschwänzte Brasilische Kaninchen, Tapeti. 274
c) Das langeschwänzte Kaninchen. 278
d) III Anhang. Von ihren Feinden, von dem Schaden, den sie anrichten, und von den Vortheilen, welche sie stiften können. 281
e) IV Anhang. Die beste Art Kaninchenberge anzulegen. 290

Nachricht an den Buchbinder.

Die zu diesem Bande gehörigen Kupfertafeln werden folgenden Seiten beigeheftet.

Tab. XLI.	—	zu Seite 25
— XLII.	—	108
— XLIII.	—	62
— XLIV.	—	122
— XLV.	—	98
— XLVI.	—	136
— XLVII.	—	147
— XLVIII.	—	153
— XLIX.	—	158
— L.	—	184
— LI.	—	224
— LII.	—	260
— LIII.	—	262
— LIV.	—	264
— LV.	—	265
— LVI.	—	266

16. – f°

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Buffon, Georges Louis Le Clerc de, 1707-1788 / Martini, Friedrich Heinrich Wilhelm, 1729-1778 / Otto, Bernhard Christian, 1745-1835

Herrn von Buffons Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere

Bd.: 3

Troppau 1785

H.nat. 94-3,3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10075178-3
VD18 80114237